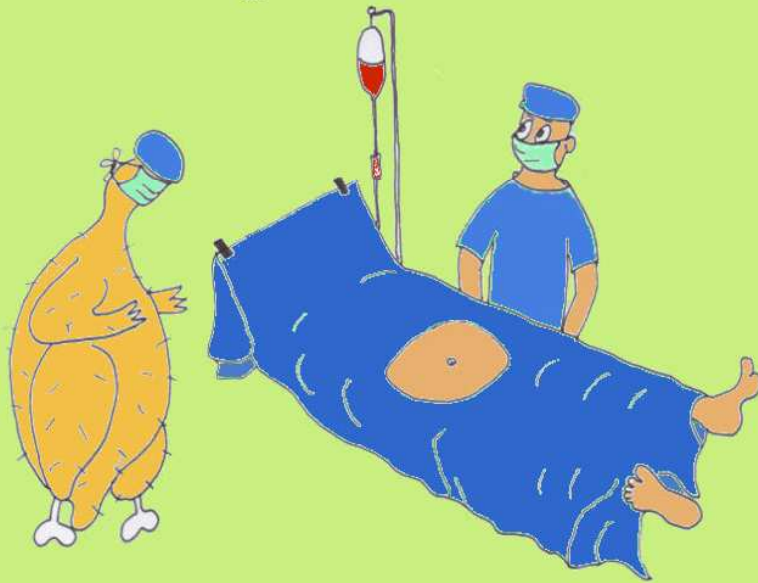


Leseprobe

# *Pischmisch Tavuk<sup>2</sup>*

*Zwischenfall Haiti*



*Yasemin Schreiber Pekin*



## Teil 1 November 1992

### Kapitel 1

Es schneite seit Stunden ununterbrochen. Agnes warf immer besorgtere Blicke aus dem Fenster. Die junge Ärztin hatte sich am Morgen noch über den ersten Schnee des Jahres gefreut. Die zarten Flocken hatten sich aber immer mehr verdichtet, inzwischen fielen richtige Schneebälle vom Himmel. Während die Landschaft vor dem Fenster unter einer dicken, weissen Decke versank, diktierte Agnes einen Bericht. Sie war nicht recht bei der Sache und musste wiederholt in der dicken Akte vor sich herumblättern, um sie sinnvoll zusammenfassen zu können. Labor- und Röntgenbefunde und Berichte aus verschiedenen Jahren waren willkürlich zusammen getackert worden. Ihre Hand ging immer wieder zur Tasche ihres Kittels und tastete nach dem kleinen Stab. Sie trug ihn schon seit einer Woche mit sich herum, unschlüssig, ob sie den Schwangerschaftstest machen sollte.

Es war unmöglich, verdammt noch mal, sie trug eine Spirale. So etwas konnte ihr nicht passieren. Nicht noch einmal. Aber seit einer Woche waren ihre Tage überfällig und ihre Brüste spannten und brannten. In dem Moment, als sie beschloss, sich auf der Toilette endlich der Wahrheit zu stellen, klingelte das Telefon. Eine genervte Krankenschwester bat sie, mit Herrn Krähenbühl zu reden. Der Patient wolle das Krankenhaus auf Schadenersatz verklagen.

\*\*\*

#### Frau S.:

Die Spitzen meiner Haare bildeten kleine Eiszapfen um mein Gesicht. Die selbst für einen sonnigen Herbsttag zu dünne Jacke hing nass und schwer an mir, meine Beine in den klammen Jeans brannten wie Feuer. Meine Füsse in den Turnschuhen spürte ich schon eine Weile nicht mehr. Ich stellte das Fahrrad an die Wand. Mit schmatzenden Schritten betrat ich meine Praxis für Psychiatrie und Psychotherapie in der Zürcher Altstadt. Frau Meier, meine Praxisassistentin, telefonierte gerade. Sie schaute bei meinem Anblick überrascht auf. Nicht mitfühlend überrascht, schuldbewusst überrascht. Sie beendete hastig ihr Gespräch und kickte etwas mit ihrem Fuss unter die Empfangstheke, bevor sie mich begrüßte.

„Was machen Sie hier?“, fragte sie. Ich zitterte so sehr, dass ich keine vernünftige Antwort geben konnte. Frau Meier sprang auf. Trotz ihrer drallen Figur war sie recht flink. Sie half mir aus der nassen Jacke.

„Sind Sie in den Fluss gefallen?“, fragte sie.

Als ich eine Stunde zuvor beschlossen hatte, mit dem Fahrrad in meine Praxis zu fahren, hatte noch die Sonne geschienen. Inzwischen sah man im Schneeregen kaum die Hand vor den Augen. Geschweige denn andere Radfahrer. Einer mit grossen Kisten auf seinem Gepäckträger war an mir vorbei gerast, als wäre die Polizei hinter ihm her. Erschrocken war ich ausgewichen und dabei böse gestürzt. Der Radfahrer hatte mir noch irgendwas zugerufen, was sich eher nach einer Beleidigung als Entschuldigung angehört hatte. Danach hatte ich das Fahrrad geschoben.

„Warum nehmen Sie überhaupt das Fahrrad? Sie können ja damit gar nicht fahren“, sagte Frau Meier. Sie versuchte mich mit Kleenex Tüchern abzutrocknen. Einzelne Fetzen blieben an meinen Haaren kleben.

„Figur ...“, keuchte ich.

„Ich fahre Sie am besten sofort wieder nach Hause, bevor Sie sich den Tod holen. Warum sind Sie überhaupt hier? Wir haben heute Nachmittag gar keine Sprechstunde.“

Frau Meier drängte mich Richtung Türe, während sie hastig weiterredete. Ein eigenartiger Geruch hing in der Luft, aber meine Nase lief und ich war zu sehr mit Zittern beschäftigt, um ihm nachzugehen.

„Ich b ... b ... brauche Benjamins K ... Krankenakte“, sagte ich. Benjamin ging mittlerweile auf die dreissig zu, aber wir nannten ihn immer noch mit seinem Vornamen. Er bestand darauf. Meine Versuche, ihn nach seiner Volljährigkeit zu siezen, hatte ich aufgegeben, weil ich mir sonst heute noch anhören müsste, wie doof er das fände. Seine Mutter hatte mich vor einer Stunde angerufen und mich gebeten, mich um ihren missratenen Sohn zu kümmern. Die Polizei war gerade in seiner Wohnung und suchte nach ihm.

Benjamin war der allererste Patient in meiner Praxis gewesen. An diesem ersten Arbeitstag hatte ich es fertiggebracht, mich selbst auszusperren. Meine Praxis hatte einen separaten Eingang. Die Türe gehörte zu der Sorte, die von selbst ins Schloss fiel. Genau das hatte sie auch getan, während ich die Zeitung aus dem Briefkasten holte. Mein Schlüsselbund lag in meiner Tasche neben meinem Pult. Meine Sprechstundenhilfe Frau Meier war kurz vorher losgezogen, um Klopapier zu kaufen. Daran hatten wir nicht gedacht. Sie würde dafür mindestens eine halbe Stunde brauchen.

Ich überlegte. Zu Hause hatte ich einen Ersatzschlüssel. Mein Mann Gerald war arbeitslos und deprimiert. Ein bisschen Schadenfreude über mein Missgeschick würde ihn aufbauen. Ich versuchte mich zu erinnern, wo die nächste Telefonzelle war, um ihn anzurufen, als ein Teenager neben mir von seinem Fahrrad stieg.

„Müssen Sie auch zur Psychiaterin?“, fragte er. Er zeigte auf die Tafel an der Hauswand und versuchte vergeblich meinen Namen auszusprechen. Es lag nicht an ihm. Mein Name war unaussprechlich, polnisch und bestand praktisch nur aus Konsonanten. Gerald hatte bei unserer Heirat darauf bestanden, dass wir beide meinen Namen annahmen. Durch einen richterlichen Erlass hatte er es möglich gemacht. Ich war so stolz gewesen auf meinen emanzipierten Mann, obwohl ich meinen komplizierten Namen liebend gern losgeworden wäre. Später stellte es sich heraus, dass Gerald in seinem Heimatland England gesucht wurde und ein neuer Name ihm willkommen war.

Ich erklärte dem Jungen, dass die Psychiaterin vor ihm stand und sich selbst ausgesperrt hatte. „Nennen Sie mich Frau S.“, sagte ich. Der Junge schob seine strähnigen blonden Haare aus der Stirn und wischte die Hand an seiner Hose ab, bevor er sie mir hinstreckte.

„Benjamin“, stellte sich mir mein erster Patient vor.

Seine Mutter hatte ihn vor einigen Tagen angemeldet. „Sagen Sie ihm so richtig mal die Meinung, auf mich hört er ja nicht“, hatte sie mir am Telefon geraten. Benjamin hatte gerade seine zweite Lehre abgebrochen. Er war siebzehn, sah aber viel jünger aus mit seinen zu langen Armen und Beinen und schwächtigen Schultern. Er kramte aus der Brusttasche seiner Jeansjacke einen L-förmigen Draht hervor. Kurz über dem Türschloss zwängte er den Draht in den Türspalt und bewegte ihn hin und her. Mit einem Klack ging die Türe auf.

Seit diesem Tag begleitete ich Benjamin und versuchte, ihn von harten Drogen und Delikten fernzuhalten. Er segelte haarscharf an einer Karriere als Kleinkrimineller vorbei. Bei der Polizei war er nicht unbekannt, hatte sich aber nie bei etwas anderem als beim Schwarzfahren erwischen lassen.

„Benjamins Krankenakte“, erinnerte ich Frau Meier. Sie versperrte mir den Weg zum Empfangsbereich. Sie benahm sich so merkwürdig, dass ich erst recht wissen wollte, was sie die ganze Zeit mit Fusstritten unter die Theke zu schieben versuchte: Blumenkisten mit mehreren Dutzend zarten Pflänzchen, mit Frischhaltefolie bedeckt.

„Also gut“, sagte Frau Meier resigniert, „Benjamin kam vorbei und lud die Kisten ab. Gerade vor ihnen. Ihm droht eine Hausdurchsuchung. Er ist bei diesem Wetter mit seinem Fahrrad durch die halbe Stadt gerast.“ Mit einem schiefen Blick auf mich sagte sie: „Trotzdem sah er nicht aus, als wäre er in den Fluss gefallen.“

In diesem Moment betätigte jemand die Toilettenspülung und Benjamins schwächliche Gestalt gesellte sich zu uns. Mit der vertrauten Geste schob er seine Haarzotten aus dem Gesicht und wischte die Hand an seiner schmierigen Jeans ab, bevor er mich mit einem breiten Grinsen begrüßte.

„Oh Mann“, sagte er. „Dachte schon, ich schaffe es nicht mehr. Die Bullen sind hinter mir her, das Gras auf dem Gepäckträger ist gerade in der heikelsten Phase, verträgt keine Kälte und schon gar keinen Schnee. Dann versperrt mir irgend so 'ne Tante auf dem Fitnessstrip den Fluchtweg. Keine Ahnung, warum die bei dem Wetter mit dem Fahrrad herumfahren muss. Ich so: „Aus dem Weg, Alte!“, da fällt sie schon um vor Schreck. Ich ruf noch: „Tschuldigung“, bin dann aber Vollgas weiter.“

Während Benjamin seine Show sichtlich genoss, verdüsterte sich meine Stimmung.

„Ich wollte es Ihnen schonend beibringen. Aber wir haben ein Problem“, wies Frau Meier auf das Offensichtliche hin.

„Also als erstes muss das Gras unter die Lampe. Im Moment braucht es achtzehn Stunden Licht, sonst geht mir die ganze Saat ein“, fiel ihr Benjamin ins Wort. Treuherzig schaute er sie an: „Würden Sie meine Lampen bei mir zu Hause holen? Ich traue mich nicht mehr nach Hause.“

Ich war versucht, ihm die Kisten um die Ohren zu schlagen. Mit der autoritärsten Stimme, zu der ich in meinem tropfnassen, bibbernden Zustand fähig war, erklärte ich Benjamin, dass er die Hänflinge sofort vernichten müsse.

„Auf gar keinen Fall“, sagte Benjamin stur. Ich schaute ihn streng an.

„Sie verstehen das nicht“, sagte er mit zittriger Stimme. „Die gehören mir nicht. Der Besitzer macht Hackfleisch aus meinem Arsch. Er verspeist ihn noch vor dem Frühstück.“ In diesem Moment hörten wir die Polizeisirenen. Benjamins Augen schossen auf der Suche nach einem Versteck hin und her. Frau Meier reagierte blitzschnell. Sie schnappte sich ihren Autoschlüssel und die Kisten mit den Setzlingen und flitzte hinaus. Ich stand immer noch wie gelähmt da, als sie kurz darauf fröhlich plaudernd mit zwei Polizisten zurückkam.

Wie es aussah, musste Frau Meier das Gras rechtzeitig losgeworden sein. Benjamins Gesicht hellte sich auf. Er grinste von einem Ohr zum anderen, während sie ihn befragten. Routiniert beantwortete er die Fragen. Seine Selbstsicherheit verflog jedoch schlagartig, als sie ihn abführten. Zwischen den zwei gross gewachsenen Polizisten sah er wie der Teenager aus, der er einst gewesen war.

„Ich fahre Sie nach Hause“, sagte Frau Meier, sobald die Türe hinter ihnen zuschlug.

Als ich die Beifahrertür öffnete, wehte aus ihrem kleinen Peugeot ein durchdringender Duft nach Cannabis. Ich stellte die Kisten auf den Rücksitz. Wir fuhren schweigend.

„Das mit dem Hackfleisch hat sich echt übel angehört. Benjamin schien wirklich Angst zu haben“, sagte ich nachdenklich.

„Sie haben doch zu Hause diese Tageslichtlampe gegen Depressionen ...“, sagte Frau Meier nach einer Weile.

„Möchten Sie sie ausleihen?“, fragte ich hoffnungsvoll.

„Meine Katzen würden die Pflanzen fressen“, gab Frau Meier zu bedenken. Ich seufzte ergeben. Wir trugen die Kisten in meine Wohnung und stellten sie unter meine Tageslichtlampe. Nachdem sich Frau Meier verabschiedet hatte, zog ich meine nassen Kleider aus. In Unterwäsche und mit einem Krimi fläzte ich mich in den Liegestuhl und liess mich von der Wunderlampe bescheinen.

\*\*\*

Bevor Agnes zum prozessfreudigen Patienten ging, nahm sie ihren ganzen Mut zusammen und machte einen Umweg über die Toilette. Das Testresultat brauchte seine fünf Minuten. Sie hörte, wie Herr Krähenbühl im Gang herumbrüllte. Sie stopfte den Test in ihre Manteltasche. Der Patient und die Krankenschwester funkelten sich gerade wütend an, als Agnes dazu stiess. Sie erinnerte sich, dass vor ein paar Tagen bei Herrn Krähenbühl ein Nabelbruch operiert worden war.

„Noch zwei Minuten bis zum Resultat“, dachte sie, als sie sich geistesabwesend nach Herrn Krähenbühls Befinden erkundigte. Statt einer Antwort zog er das Krankenhaushemd rauf und entblösste seinen Bauch. Der Verband war weg, man sah die frische Operationsnarbe.

„Sehen Sie sich das an!“, schrie er Agnes an. Sie schaute hin und sah eine rote Narbe auf einem blassen Bierbauch mit vereinzelt ergrauten Haaren.

„Und?“, fragte sie. Ihre Hand glitt zum Schwangerschaftstest in ihrer Tasche.

„Wo ist mein Bauchnabel?“, fragte Herr Krähenbühl. Agnes schielte in ihre Manteltasche. Es war zum Wahnsinnig werden. Sie konnte das Testresultat nicht erkennen.

„Er fragt nach seinem Bauchnabel“, erinnerte sie die Schwester. Agnes hörte auf, in ihrer Tasche herumzuwühlen. Herr Krähenbühl streckte ihr seine Wampe entgegen. Sie schaute genauer hin. „Tja“, sagte sie, wenig empathisch.

Herr Krähenbühls Gesichtsfarbe ging zu einem Burgunderrot über und er verlangte, in eine Privatklinik mit plastischer Chirurgie verlegt zu werden. Man solle ihm dort, auf der Stelle, einen neuen Bauchnabel schneiden. Wenn Agnes nicht durch den Schwangerschaftstest abgelenkt gewesen wäre, hätte sie sich vielleicht diplomatischer um den fehlenden Bauchnabel gekümmert. Vielleicht wäre ihnen allen dann die abenteuerliche Fahrt durch den Schneesturm erspart geblieben. Herr Krähenbühl würde noch heute, mit oder ohne Bauchnabel, unter den Lebenden weilen. Martin würde als fussballspielender Starchirurg Karriere machen und irgendeine karibische Insel würde sich über einen neuen Gast mit einem Koffer voller Geld freuen.

Aber Agnes verlor die Geduld und nahm den Teststreifen aus ihrer Tasche. Nach einem Blick darauf riet sie dem Mann, seinen Bauchnabel sonst wohin zu stecken und rannte weinend davon. So kam es, dass Herr Krähenbühl zum Verwalter lief und ihm mit seinem Anwalt drohte. Eine Stunde später sass Agnes mit dem jungen Praktikanten Martin zusammen in der Ambulanz und begleitete Herrn Krähenbühl zur nächsten Privatlinik.

## Kapitel 2

### Frau S.:

Benjamin rief am Tag darauf an. Sie hatten ihn über Nacht in einer Zelle behalten. Nachdem die Durchsuchung seiner Wohnung ausser einiger leistungsstarker Lampen nichts Auffälliges hergegeben hatte, liessen sie ihn wieder laufen. Die Lampen hatte die Polizei als Beweismaterial beschlagnahmt. Sein Glück schien perfekt, als er von meiner 10 000 Lux Lampe erfuhr. Er wollte losrennen und weitere Hanfstecklinge kaufen. Ich versuchte herauszufinden, mit was für Leuten er sich eingelassen hatte, bekam aber nichts aus ihm heraus. Am Abend schaute er in der Praxis vorbei, brachte Düngemittel und belehrte mich über dessen richtigen Gebrauch. Nach meinen Angaben über die Höhe und Grösse meines Wohnzimmers begann er zu berechnen, welchen Abstand die Pflanzen zur Lampe haben sollten. Mir ging durch den Kopf, dass er wegen seiner Rechenschwäche zwei Lehren abgebrochen hatte. Scheinbar hatte man ihm nur die falschen Fragen gestellt. Ich bekam von Benjamin einen Plan mit exakten Anleitungen zur Bewässerung, Beleuchtung und Ernährung der Pflänzchen.

Nach Benjamins Besuch war es Zeit, nach Hause zu gehen. Bevor ich ging, zog ich aus meiner Handtasche einen Umschlag und nahm den Inhalt heraus, um ihn mir noch einmal anzuschauen. Es waren nur ein paar wenige Zeilen. Wie in den Zeiten, als ich noch eine Studentin war und Gerald in England lebte. Er lernte damals Deutsch und besuchte Psychologievorlesungen in seiner Freizeit. Er schickte mir kleine Kostproben seiner Fortschritte. Damals war ich auch zu meinem Spitznamen gekommen. Als Gerald herausgefunden hatte, dass Freud von einem „Es“ sprach, wenn er sexuelle Begierden meinte, hatte er begonnen mich Frau S. zu nennen. Heute nannten mich nur noch drei Menschen so. Frau Meier, Benjamin und Agnes, meine merkwürdigste Patientin. Wenn sie es taten, dann sicher nicht wegen meiner dunklen Begierden. Gerald selbst erinnerte sich inzwischen vermutlich kaum noch daran. Vor drei Jahren hatte er aus heiterem Himmel die Scheidung eingereicht. Gerade als ich mich halbwegs daran gewöhnt hatte, von ihm als meinen Exmann zu reden, hatte er aber den Scheidungsantrag wieder zurückgezogen und war nach England abgereist. Und jetzt, seit ein paar Wochen, schrieb er wieder diese kleinen Briefe.

*Helle Haut schimmert  
Gras duftet und wiegt sich sanft  
Im Schatten wie Licht*

Ich ging nach Hause zu meiner Antidepressionslampe.

\*\*\*

Agnes war jetzt schon über ein Jahr im Krankenhaus von Blumenthal als Assistenzärztin angestellt. In dieser Zeit hatte sie sich stets bemüht, allem Ärger aus dem Weg zu gehen, um nicht wieder ohne Arbeit auf der Strasse zu sitzen. Es war schwierig genug gewesen, als alleinerziehende Mutter ohne Berufserfahrung eine Stelle zu finden. Genau genommen verfügte sie über Berufserfahrung, nur hatte sie sie in einem Missionskrankenhaus in Haiti erworben, welches sie nach fast drei Jahren überstürzt hatte verlassen müssen. Auf der Flucht vor erbosten Voodoo Priestern hatte sich Agnes mit ihrer Tochter Nicole, der alten Hebamme Schwester Rosa und einem Schrumpfkopf über die Grenze in die Dominikanische Republik durchgeschlagen. Von dort aus waren sie über See und Land in die Schweiz gelangt. Lange Geschichte. Jedenfalls hatte sie keine Bestätigung für ihre geleistete Arbeit. Einzig Koller, der Chefarzt der Gynäkologischen Abteilung im Krankenhaus Blumenthal schien verzweifelt genug, um Agnes als Assistenzärztin anzustellen. Allerdings nicht ganz freiwillig. Sein Ruf hatte nach den Ereignissen vor sechs Jahren ziemlich gelitten. Die dubiosen Todesumstände seines Kollegen Dobrowsky hingen ihm nach und seine Frau hatte ihn nach einem Skandal verlassen. Zudem war sein Oberarzt Lindemann eine wandelnde Katastrophe, dem einmal eine so peinliche Geschichte widerfahren war, dass ihn jeder wie die Pest mied. Agnes war zurzeit von Dobrowskys Abgang in Blumenthal als Praktikantin angestellt gewesen und an allem, was passiert war, schien Koller ihr die Schuld zu geben.

Kollers Inserat hatte Agnes gesehen, als sie ein halbes Jahr nach ihrer Rückkehr aus Haiti immer noch auf Stellensuche war. Trotz gegenseitiger Abscheu einigten sich die beiden über ihre Anstellung.

Sie fand eine Tagesmutter für ihre fünfjährige Tochter Nicole und versuchte, sich in Blumenthal einzuleben. Der Oberarzt Lindemann und Agnes taten ihr Bestes, einander aus dem Weg zu gehen. Er hatte seine ganz persönlichen Gründe, Agnes zu hassen. Koller übersah sie ebenfalls, wo er konnte. Für Operationen liehen sich die beiden lieber den Assistenzarzt der Chirurgie aus, während Agnes dessen Job erledigte. Odermatt, dem Chefarzt der Chirurgie, war das egal. Er konnte die Assistenten in der Regel gar nicht voneinander unterscheiden. Zu Agnes war er immer freundlich. Jedenfalls weniger bärbeissig als zu jedem anderen. Agnes mochte ihn. Zu den vielen Überraschungen, die sie während ihrer Arbeit auf Haiti erlebt hatte, hatte auch Odermatts Besuch gehört. So wie andere Leute Golf spielten oder nach Wracks tauchten, ging Odermatt anscheinend in seinem Urlaub in Drittweltspitälern operieren. Sie hatte von ihm während seines vierwöchigen Einsatzes nicht nur beruflich viel gelernt. Immer abends, nachdem sie ihre Tochter Nicole ins Bett gebracht hatte, waren sie auf ihrer Veranda zusammen gesessen. Der Chirurg und Schwester Rosa hatten aus ihrem abenteuerlichen Leben erzählt. Agnes hatte ihnen gerne zugehört.

In diesem Jahr in Blumenthal fing Agnes irgendwann an, immer häufiger bei den Chirurgen rumzuhängen als bei den Gynäkologen. Sie schlug sich gut durch, bis zu diesem Novembertag, als plötzlich alles aus dem Ruder lief.

Der Ambulanzfahrer Kemal und Agnes kannten sich aus der Zeit vor sechs Jahren, als sie noch Praktikantin gewesen war. Kemal war inzwischen einer ihrer besten Freunde geworden. Ohne ihn hätte sie es in Blumenthal nicht lange ausgehalten. Ursprünglich war Kemal als Student in die Schweiz gekommen, war Postbote im Krankenhaus geworden, hatte eine Frau biblischen Alters geheiratet und war seither auf der Flucht vor deren Familie und der Polizei. Aus irgendeinem Grund, der Kemal nicht ganz klar war, hatte ihm dann der Chefarzt der Gynäkologie die Stelle des Ambulanzfahrers besorgt. Er schien zu fürchten, Kemal würde etwas über Dobrowskys Ableben ausplaudern. Kemal wusste zwar nicht, womit genau er den Chefarzt in der Hand hatte, aber eine bessere Option blieb ihm nicht. Seither lebte er ohne Papiere und verhielt sich unauffällig.

Agnes setzte sich zu Herrn Krähenbühl und Martin in den Ambulanzwagen. Sie gab Kemal ein Zeichen, dass er abfahren könne. Sie kamen lediglich im Schritttempo durch den frischen Schnee. Es war zwanzig nach fünf. Frau Kleiner, die auf Agnes' Tochter aufpasste, hatte unmissverständlich klargemacht, dass sie heute um sechs Uhr nach Hause wollte. Auch bei guten Strassenverhältnissen brauchte man eine Stunde bis zur nächsten Privatklinik. Während Herr Krähenbühl Gift und Galle spuckte, telefonierte Agnes mit dem Funktelefon der Ambulanz, um einen Babysitter für Nicole zu finden. Martin zwinkerte ihr zu, dann setzte er seine Kopfhörer auf und drehte den Discman auf volle Lautstärke.

„Mein Schwager ist Anwalt. Ich werde das Krankenhaus auf Schadenersatz und Schmerzensgeld verklagen“, sagte Herr Krähenbühl.

Endlich hatte Agnes Elfie am anderen Ende der Leitung. Elfie war mit ihrem Bruder Egon verheiratet und wohnte wie jeder vernünftige Mensch weit weg von Blumenthal. Als Babysitter kam sie nicht infrage, aber vielleicht könnte sie ihr trotzdem helfen. Agnes brauchte eine tröstliche Stimme.

„Biete der Frau den doppelten Lohn an, wenn sie länger bleibt“, sagte Elfie, praktisch wie immer.

„Den Doppelten?“, quiekte Agnes.

„So wie in diesem Krankenhaus alles verschlampt wird, ist es ein Wunder, dass Patienten nicht gleich reihenweise sterben“, giftete Herr Krähenbühl Agnes ins Ohr.

Agnes schniefte ins Telefon. Bald war sie eine allein erziehende Mutter mit zwei Kleinkindern und einer Kinderfrau, die ihren ganzen Lohn verschlang.

„Ja gut, vielleicht nicht den doppelten, aber etwas mehr eben, als Entschädigung“, beschwichtigte Elfie. Sie musste den Lärm im Hintergrund überschreien. Eine tiefe Stimme rief pausenlos: „Trarö, trarö!“ Entweder lief Benjamin Blümchen am Fernsehen oder ihr Bruder Egon brachte seinem fünf Monate alten Sohn das Saxophonspielen bei.

„Wer weiss, wie viele Patienten schon gestorben sind, weil sich niemand um sie gekümmert hat?“, sagte Herr Krähenbühl. Agnes drückte die Hand auf ihr linkes Ohr, um Elfie besser verstehen zu können. Es half nicht gegen das Keifen Herrn Krähenbühls.

„Mein Schwager ist spezialisiert auf Schadenersatzklagen. Wenn es auch nur einen gibt, der ebenfalls durch das Krankenhaus geschädigt wurde, wird er ihn ausfindig machen und dann ... Gnade euch Gott!“, freute er sich.

„Mach dir mal nicht so viel Sorgen, sie wird Nicole schon nicht allein lassen“, versuchte Elfie Agnes zu beruhigen, bevor sie sich verabschiedete. Elfie kannte Frau Kleiner nicht.

„Am besten würde sich ein Todesfall nach einem Routineeingriff für eine Sammelklage eignen. Wenn es einen gegeben hat, graben wir ihn aus, jawoll!“, strahlte Herr Krähenbühl Agnes an.

Als Nächstes telefonierte Agnes mit Frau Kleiner. Sie flehte die Kinderfrau an, so lange zu bleiben, bis sie nach Hause kam. Kleinlaut gestand Agnes, dass sie allerdings keine Ahnung hatte, wann das wäre. Sie hängte auf und begann lautlos zu weinen.

Nach einem Blick in den Rückspiegel fuhr Kemal den Wagen auf die Seite und hielt an, um Agnes vorne einsteigen zu lassen. Sie setzte sich neben ihn.

„Bist du heute ein *pischmisch tavuk*?“, zog er sie auf. Sie lächelte müde. Es war ein Scherz unter ihnen. *Pischmisch tavuk* bedeutete gekochtes Huhn auf Türkisch. Kemal sagte, ein Huhn würde gejagt, geköpft und gerupft, bevor es gekocht wurde. Wenn sich ein Mensch genauso fühlte, dann war er ein *pischmisch tavuk*.

„Wir fahren zuerst zu dir, holen deine Tochter. Sie fährt mit uns“, sagte Kemal, während er scharf nach rechts abbog. Die Passagiere hinten schienen den Umweg fürs Erste nicht zu bemerken. Herr Krähenbühl fluchte ununterbrochen, weil er seinen Schwager nicht erreichen konnte. Martin hörte ungerührt seine Musik. Agnes lehnte ihre Schläfe gegen die kalte Fensterscheibe.

Sie begann schluchzend Kemal ihr Herz auszuschütten. Zuerst fand Kemal ihre Schwangerschaft nicht so schlimm, wurde aber doch sehr nachdenklich, als sie ihm den Namen des Vaters verriet. Er schaute über seine Schulter nach hinten und wieder zu Agnes.

„Weiss er es?“, fragte er. Agnes schüttelte den Kopf. Es ärgerte sie, dass er sich um Martin grössere Sorgen zu machen schien, als um sie. Kemal konnte sich nicht mehr zurückhalten und fragte: „Wie alt ist er nochmal?“ Martin war neunzehn, Agnes neunundzwanzig.



## Kapitel 3

### Frau S.:

Inzwischen fielen pflaumengrosse Schneeflocken vom Himmel. Als ich beim Schneeregen durch die Stadt gefahren war, hatte ich mir eine Erkältung geholt. Ich sehnte mich nach meinem Liegestuhl zu Hause. Ich legte Gerald's letzten Brief, den ich auswendig kannte, auf die Seite. In den letzten Wochen waren einige davon eingetroffen. Meist nur ein paar Zeilen. Lustige oder anzügliche, selbstverfasste Gedichte. Er schrieb sie auf feines japanisches Papier und faltete sie kunstvoll. Wider besseres Wissen freute ich mich jedes Mal. Ich war enttäuscht, wenn an einem Tag keiner kam. Allerdings waren Gerald's Dreizeiler in letzter Zeit leicht irritierend geworden, fast unheimlich, als wüsste er genau, was ich gerade tat. Ich warf einen Blick darauf:

*Draussen ist es kalt  
Augen und Nase triefen  
Die Ernte gedeiht*

Es klopfte an meiner Türe. Frau Meier streckte ihren Kopf herein. Mit gerunzelter Stirn legte ich das Gedicht wieder weg.

„Raten Sie mal, wer wieder zu uns kommt!“, sagte sie. Ich schaute Frau Meier ratlos an. „Agnes der Stress kommt wieder! Nach dreizehn Monaten Unterbruch. Würde mich nicht wundern, wenn sie in der Zwischenzeit im Gefängnis gesessen hat.“ Frau Meier war unbelehrbar, was Agnes' Nachnamen betraf.

„Nein, sie arbeitet wieder in Blumenthal“, erklärte ich.

„Es schien sehr dringend, sie wollte am liebsten sofort kommen. Mit ihrem Chefarzt ging das aber nicht klar. Sie hat anscheinend gestern schon versucht uns zu erreichen. Morgen um zehn Uhr ist sie bei uns“, sagte Frau Meier.

\*\*\*

Fünf Minuten nach halb sieben hielten sie mit der Ambulanz vor Agnes' Haustür. Als sie die Türe mit Schwung aufmachte, warf sie fast Frau Kleiner um. Die Kinderfrau hüpfte gerade noch rechtzeitig zur Seite. Scheinbar hatte sie seit sechs Uhr in Mantel, Hut und Stiefel hinter der Türe gestanden. Die Frau besass nicht einmal einen Goldfisch, der zu Hause auf sie wartete. Aber sie hatte Prinzipien.

Nicole drängte sich an ihr vorbei und umarmte Agnes so stürmisch, als hätte sie befürchtet, ihre Mutter sei abgehauen und habe sie für immer bei dieser Hexe zurückgelassen. Als sie draussen war, merkte Frau Kleiner schnell, dass Agnes den Krankenwagen missbraucht hatte, um ihre Tochter abzuholen.

„Und mich lassen Sie zu Fuss durch den Tiefschnee stapfen?“, fragte sie. „Allein, im Dunkeln, um diese späte Stunde?“

Agnes wechselte mit Kemal einen Blick, gab Nicole einen Kuss und setzte sie neben ihn auf den Beifahrersitz. Sie stieg mit Frau Kleiner hinten in den Wagen. Herrn Krähenbühl fielen beinahe die Augen aus dem Kopf.

„Ist das jetzt ein orientalisches Sammeltaxi, oder was?“, fragte er.

„Als Doktor Dobrowsky noch lebte, hatte ich einen anständigen Job“, verriet ihm die Kinderfrau, während sie es sich im Krankenwagen gemütlich machte. Bis zu dessen Ableben vor sechs Jahren war sie Dobrowskys Putzfrau gewesen. Frau Kleiner erinnerte Agnes bei jeder Gelegenheit daran, was für ein sozialer Abstieg Agnes für sie bedeutete. Sie sprach gern über ihren Exboss. Sie liebte besonders den Teil, «wie er unter tragischen Umständen so frühzeitig von uns gegangen war».

„Wenn Doktor Dobrowsky nicht nach dieser Blinddarmoperation verstorben wäre ...“, sagte sie. Herr Krähenbühl setzte sich kerzengerade hin und bat sie weiter zu erzählen.

Agnes massierte ihre Schläfen. Zehn Minuten später stieg die geschwätzige Kinderfrau vor ihrem Haus aus und winkte ihnen zum Abschied. Agnes hielt Herrn Krähenbühls selbstgefälliges Grinsen nicht mehr aus und setzte sich nach vorne zu Kemal und Nicole. Kemal zuckte die Achseln.

„Wenn ein Polizeiwagen kommt, runter mit Nicole“, meinte er. Sie hatten heute schon so viele Regeln gebrochen, das spielte jetzt vermutlich auch keine Rolle mehr. Agnes nahm Nicole auf den Schoß, sie kuschelte ihren mageren Körper an ihre Mutter.

„Wie war es in der Schule, Plüschmaus?“, fragte Agnes das kleine Mädchen. Nicole rollte theatralisch die Augen. In diese kleine Geste konnte sie eine ganze Menge hineinpacken, wie:

„Wie soll mein Schultag in diesem Kaff Blumenthal gewesen sein? Die Lehrerin sagt Neger, wenn sie Menschen aus Afrika meint, ich muss meine Bücher heimlich lesen, weil der Rest der Klasse immer noch beim Buchstaben C ist und die Lehrerin will übrigens mit dir reden, weil ich weiss, was eine Plazenta ist.“

Ihre Tochter sagte ihr das zwar nicht wörtlich, aber Agnes wusste es auch so. Erzählen würde es Nicole in zwanzig Jahren in ihrer Psychotherapie.

Hinten wippte Martin immer noch im Takt zu der Musik aus seinen Kopfhörern. Er wollte nächstes Jahr mit seinem Medizinstudium beginnen und machte jetzt ein Praktikum. Kemal und Agnes kannten ihn von früher. Vor sechs Jahren hatte Martin wegen einer schweren Knieverletzung längere Zeit im Krankenhaus gelegen. Damals war er dreizehn gewesen. Mit seinen goldigen Locken und dem Blick, als könnte er kein Wässerchen trüben, sah er heute noch wie ein übermütiger Junge aus. Wahrscheinlich gehörte er zu den Männern, die noch mit vierzig so aussahen und denen man deshalb nichts abschlagen konnte. Agnes vergrub ihren Kopf in Nicoles Rücken, damit niemand ihre Tränen sah.

Die Ambulanz kroch ein paar Kilometer stadtauswärts und blieb dann endgültig im Schnee stecken. Herr Krähenbühl und Martin hatten inzwischen zu streiten angefangen, weil der Mann eine Zigarette rauchen wollte. Martin befahl ihm die Klappe zu halten, schloss die Augen und widmete sich wieder seiner Musik. Mit hochrotem Kopf schimpfte Herr Krähenbühl noch eine Weile auf ihn ein. Kemal stieg aus und hantierte mit Schneeketten herum. Sanft setzte Agnes die schlafende Nicole auf den Fahrersitz und packte sie in eine warme Decke ein. Als Agnes das nächste Mal einen Blick nach hinten warf, sass Martin allein im Wagen und wippte hingerissen mit dem Oberkörper zur Musik. Herr Krähenbühl war verschwunden.

Mit einem Satz sprang Agnes aus dem Wagen und fiel der Länge nach hin. Unter dem Schnee war der Boden zu Glatteis gefroren. Fluchend schaute sie hinten nochmals nach und rüttelte Martin aus seiner Trance wach.

„Wo ist der Typ hin?“, schrie sie bibbernd. Martin hatte offensichtlich keine Ahnung. Sie zerrte ihn aus dem Wagen. Weit konnte der Mensch ja nicht sein, aber man sah bei dem Schneefall kaum die Hand vor den Augen. Martin, Kemal und Agnes liessen den Wagen stehen und schwärmten aus, um ihren Patienten zu suchen.

„Was fällt Ihnen ein, Sie Vollidiot, kommen Sie weg von der Strasse!“, hörte Agnes Martin schimpfen und rannte in die Richtung seiner Stimme. Als sie ihn erreichte, hatte Martin den vor Wut schäumenden Herrn Krähenbühl am Kragen seines Morgenmantels gepackt und schüttelte ihn.

„Telefonieren können Sie später noch, steigen Sie jetzt wieder in den Wagen ein!“, schnauzte er ihn an. Da sah Agnes, dass Herr Krähenbühl das Funktelefon mitgenommen hatte.

„Herr Krähenbühl, bitte, wir sind für Ihre Sicherheit verantwortlich, gehen Sie zurück zum Krankenwagen. Martin, lass den Herrn sofort los!“, sagte sie zu den beiden. Vielleicht würde sich der Mann erweichen lassen, wenn er merkte, dass er es mit einer kompetenten Ärztin zu tun hatte.

Sobald Martin ihn losliess, versetzte ihm Herr Krähenbühl eine schallende Ohrfeige und rannte davon. Er verschwand im Schneesturm. Martin blieb einen Moment lang wie angewurzelt stehen.

„Geh du mal ein Pannendreieck aufstellen, wir stehen mitten auf der Strasse“, rief Agnes ihm zu. So würde er sich wenigstens nicht mit Herrn Krähenbühl prügeln. Martin schnaubte wie ein gequälter Stier, dem eine Lanze mit Widerhaken im Rücken steckte. Auch ohne den Hitzkopf sassen sie tief in der Tinte. Zusammen mit Kemal begann sie erneut den flüchtigen Patienten zu suchen. Plötzlich hörte sie das Telefon klingeln. Das Geräusch kam aus dem Schneehaufen zu ihren Füßen. Von Herrn Krähenbühl fehlte jede Spur. Agnes grub mit eisigen Fingern das Telefon aus und nahm ab.

„Hast du Nicoles Kinderfrau überreden können?“, erkundigte sich Elfie.

„Äh, nein, Nicole ist bei mir in der Ambulanz. Wir sind im Schnee stecken geblieben und haben den Patienten verloren. Wir suchen ihn gerade“, erklärte Agnes müde.

In diesem Moment stolperte Herr Krähenbühl auf sie zu und schnappte sich das Telefon aus ihren tauben Fingern. Er grinste sie triumphierend an. Im nächsten Moment röchelte er, fasste sich an die Brust und fiel bäuchlings in den Schnee.

Agnes rief panisch nach Kemal. Irgendwie schafften sie es, den schweren Mann in den Krankenwagen zurück zu schleppen. Elfie schrie hysterisch ins Telefon. Agnes ignorierte sie.

„Defibrillator? Sauerstoff? Nitrokapsel? Adrenalin?“, schlug Kemal vor. Er hörte sich an, als würde er täglich Leute reanimieren. Als er sah, dass Agnes vor Anstrengung nur noch nach Luft japste, begann er eine Ampulle Adrenalin aufzuziehen. Agnes war sich nicht sicher, ob sie den Mann damit nicht endgültig ins Grab bringen würden. Sie drückte die Sauerstoffmaske auf sein Gesicht und klebte ihm Elektroden auf die Brust. Sie zitterte unkontrollierbar und hielt immer noch unschlüssig die Adrenalinspritze in der Hand. Herr Krähenbühl riss plötzlich die Augen auf und brüllte aus vollem Hals. Die Spritze fiel Agnes aus der Hand. Sie rollte bis zur offenen Türe und verschwand im Tiefschnee.

In diesem Moment hörten sie draussen ein Hupen, gefolgt von einem gellenden Schrei. Kemal und Agnes rannten hinaus. Weiter unten auf der Strasse sahen sie Martin. Er lag am Boden vor einem Auto, hielt sein rechtes Bein und krümmte sich vor Schmerzen. Neben ihm kniete ein Mann und versuchte ihn zu beruhigen, als wäre Martin ein Fünfjähriger, der sich beim Spielen das Knie aufgeschürft hatte.

„Ich habe einen Verbandkasten im Auto“, sagte der Mann hilfsbereit. Martins Bein sah vollkommen verdreht aus. Agnes glaubte nicht, dass man einfach ein Pflaster darauf kleben konnte. Der Mann liess den schreienden Martin am Boden liegen und ging zu seinem Auto. Agnes lief ihm nach, da sie realisierte, dass er sich aus dem Staub machen wollte. Sie erwischte die Beifahrertüre und riss sie auf, als er den Motor startete. Er legte den Rückwärtsgang ein, der Wagen drehte sich auf dem Glatteis um die eigene Achse. Aus der offenen Türe glitt so etwas wie eine Schaufensterpuppe heraus und fiel lautlos in den Schnee. Dann rutschte ein alter Koffer nach, sein Deckel sprang auf und der Inhalt entleerte sich über die kleine reglose Gestalt im Schnee. Der Mann stellte den Motor ab und stieg aus.

„Es ist nicht, wonach es aussieht“, sagte er.

Es sah aber danach aus, als würde eine leblose alte Frau am Boden liegen, zugedeckt mit Banknoten. Von einer Menge Banknoten. Eine sehr kleine und sehr alte Frau. Ihren Gehstock mit dem Silberknopf hielt sie noch fest in den Händen, die bis zu den Ellbogen in eleganten Handschuhen steckten. Ihr schwarzer Hut mit dem koketten Schleier wurde von ihrem Gesicht fortgeweht und rollte weg. Agnes holte scharf Luft.

## Kapitel 4

### Frau S.:

Unter meiner Lichttherapielampe war inzwischen kein Platz mehr zum Sitzen. In meiner Wohnung hing permanent ein Cannabisgeruch in der Luft. Ich redete mir ein, dass er mich nicht high machte und die ätherischen Öle meinen Nebenhöhlen guttaten. Ich fürchte, ich protestierte eher schwach, als Benjamin noch zwei weitere Kistchen und eine zusätzliche Lampe anschleppte. Immerhin versprach er, dass es die letzten Setzlinge wären. Die Lampen brannten achtzehn Stunden am Tag, so wie es mir Benjamin eingeschärft hatte. Ich zog meinen alten Pyjama aus weichem Flanellstoff an und rückte so nahe es ging, zu den Pflanzen. Der Platz reichte gerade, um meine kalten Füße bescheiden zu lassen. Meine Stirn glühte auch ohne die Lampen. Ich versuchte in einem Krimi zu lesen, konnte mich aber nicht konzentrieren. Der Mörder schien irgendjemand zu sein, den ich verpasst hatte kennenzulernen. Ich blätterte zurück, wurde aber trotzdem nicht schlau. In meinem Kopf pochte es. Ich legte das Buch weg. Mit zittrigen Händen faltete ich Gerald's heutigen Brief auseinander und las:

*Kalte Winternacht  
Schneeflocken fallen leise  
Stromrechnung ist hoch*

In diesem Moment explodierte die Glühbirne an Benjamins Lampe und meine Wohnung versank in Dunkelheit.

\*\*\*

„Ich bin Arzt“, sagte der Mann. „Ich stelle mal ein Pannendreieck auf, Sie setzen inzwischen die alte Lady und den Koffer mit dem Geld wieder in den Wagen und dann kümmern wir uns um Ihren Freund.“

Agnes nickte benommen und tat was er sagte. Wie ein Meuchelmörder wirkte er nicht. Sie konnte immer noch nicht sein Gesicht erkennen, welches er mit einem Schal und einer Mütze verummte. Er hatte aber eine tiefe, beruhigende Stimme. Eine Stimme, die ihr verdammt bekannt vorkam.

„Ich habe Notfalldienst und wollte die alte Patientin ins nächste Krankenhaus bringen“, erklärte er in lockerem Plauderton. Er wirkte sehr überzeugend. Beinahe hätte sie es ihm abgekauft. Sie starrte auf die winzige Gestalt auf dem Boden, die sie anzulächeln schien. Er schaute auf und hob eine Augenbraue.

„Agnes?“, fragte der Mann ungläubig.

Vor ihr stand der Mann, der sich vor sechs Jahren als Psychologe ausgegeben und Kemal's Frau dazu gebracht hatte, ihn als Haupterben einzusetzen. Die alte Dame hatte sich anscheinend hartnäckig am Leben gehalten. Bis heute. Agnes wusste zwar immer noch nicht, was genau der Mann von Beruf war, aber Arzt war er bestimmt nicht. Hastig stopfte er die Geldscheine wieder in den Koffer und legte ihn auf den Beifahrersitz.

Martin hatte inzwischen aufgehört zu schreien. Er winselte nur noch leise. Kemal hatte ihm eine Schmerzspritze gegeben und eine Schiene um sein Bein gelegt. Durch den kniehohen Schnee stapfte Kemal auf sie zu, stutzte und strahlte dann übers ganze Gesicht, als er den Mann wiedererkannte.

„Leon?“

„Kemal?“

Leon? Agnes hatte damals vor diesem Mann, im Glauben er wäre Psychologe, ihre Seele ausgebreitet. Sie wusste nichts über ihn, nicht mal seinen Namen. „Leon, okay, von mir aus“, dachte sie. Falls es denn auch stimmte.

Kemal und der Mann, der sich Leon nannte, fielen sich in die Arme und klopfen einander ab, hielten sich an den Schultern, schüttelten einander. Agnes wusste, dass er Kemal damals den Tipp gegeben hatte, Dobrowskys Tod gegen Koller als Druckmittel einzusetzen. Deshalb hatte Kemal seine Stelle als Ambulanzfahrer bekommen. Als sie mit ihrem männlichen Begrüßungsritual fertig waren, sagte Leon ernst:

„Berta ist gestorben, Kemal. Herzinfarkt. Ich wollte sie gerade ins nächste Krankenhaus fahren. Unterwegs starb sie.“

Da bemerkte Kemal die kleine Gestalt im Schnee. Behutsam nahm er die federleichte Frau in die Arme und wollte sie wieder zurück ins Auto setzen. Als er die Beifahrertüre aufmachte, sah er den Koffer. Der Koffer, ein Gebilde aus Karton und Bindfaden, vermutlich aus der Jugendzeit Bertas stammend, hatte den Deckel verloren und lag mit den hastig im Schnee zusammengesammelten Geldscheinen auf dem Beifahrersitz. Kommentarlos machte Kemal die hintere Türe auf und bettete Berta auf den Rücksitz. „Wir müssen uns zuerst um Martin kümmern“, sagte er.

Martin war inzwischen völlig weggetreten. Zu dritt transportierten sie ihn zum Krankenwagen. Wenn Leon überrascht war, im Krankenwagen einen toten Patienten vorzufinden, so zeigte er es nicht.

„Ach, ihr habt ja auch einen Toten dabei“, stellte er lediglich fest.

An Herrn Krähenbühls Brust klebten noch die Elektroden. Das EKG zeigte eine Nulllinie. Kemal und Agnes schauten sich schuld bewusst an. Martins Schrei hatte sie den Mann vollkommen vergessen lassen.

„Agnes, wenn du dich nicht sofort meldest, rufe ich die Polizei!“, schrie Elfie in diesem Moment aus dem Telefonhörer.

„Keine Polizei!“, riefen der angebliche Psychologe und Kemal gleichzeitig.

Agnes schaute nach ihrer Tochter. Nicole schlief immer noch, warm eingepackt in ihrer Decke. Agnes zündete sich eine Zigarette an, nahm einen tiefen Zug und hatte sofort ein schlechtes Gewissen. Sie drückte die Zigarette wieder aus und begann Elfie zu berichten.

„Wir stecken im Schnee fest. Der Patient ist gestorben. Nicole geht's gut. Martin wurde überfahren. Von einem Arzt, der keiner ist, eigentlich ist er der falsche Psychologe von damals. In seinem Wagen ist eine andere Tote. Kemals Exfrau Berta.“ Elfie verlangte genauere Erklärungen.

„Pass mal auf“, sagte Elfie, nachdem sie schweigend zugehört hatte. „Du schreibst das Autokennzeichen und die Personalien dieses Mannes auf. Ich bespreche das mit Egon und ruf dich in zehn Minuten wieder an. Wenn ich dich nicht erreiche, benachrichtige ich die Polizei.“

Damit Kemal mithören konnte, hatte Agnes das Telefon auf laut gestellt. „Keine Polizei!“, sagte Kemal. Leon schenkte Agnes einen amüsierten Blick aus seinen dunkelblauen Augen mit den langen Wimpern.

„Das Auto gehörte der alten Dame. Sie starb unterwegs. Herzinfarkt, vermute ich“, sagte er.

„Ja, das kommt vor bei diesem Wetter“, behauptete Kemal.

Agnes zitterte inzwischen nicht mehr. Dafür musste man ein Minimum an Energie haben. Der Schneesturm hatte sie bis auf die Unterwäsche durchnässt. Ihre Füße fühlten sich wie Eisklumpen an, sie spürte ihre Hände nicht mehr, auch ihr Gesicht war taub. Leon sagte, sie solle ihre Schuhe und die nassen Sachen ausziehen und sich in eine warme Decke einwickeln. Einen Scheiss würde sie sich vor den vier Männern ausziehen, dachte Agnes. Auch wenn der eine bewusstlos, der andere tot und der dritte schwul war. Oder auch nicht, sie musste das mal klären mit Kemal. Aber das mit den Schuhen und der Decke war eine gute Idee.

„Am besten montieren wir die Schneeketten an unsere Autos und gehen unsere Wege“, sagte Leon. Kemal nickte. Die beiden Männer stiegen aus. Kurz darauf kam Leon allein zurück. Agnes war zu erschöpft, um sich vor ihm zu fürchten.

„Es sind keine Schneeketten im Auto der alten Dame!“, erklärte Leon, als er sich zu ihr setzte. Er zitterte und sah zum ersten Mal etwas verunsichert aus.

Agnes steckte sich eine neue Zigarette an. Er nahm sie ihr weg, nahm selber einen kräftigen Zug und behielt die Zigarette.

„Du solltest in deinem Zustand nicht rauchen“, belehrte er sie. Er musste sie für eine komplette Vollidiotin halten. Zu Recht eigentlich, fand sie.

„Woher weisst du von meinem Zustand?“, fragte sie.

„Irisdiagnose“, sagt Leon ernst. Agnes schlug schnell ihre Augen nieder.

„Und, das hier fiel dir vorhin aus der Tasche.“ Er hielt ihr den Schwangerschaftstest hin und lächelte.

Sie schaute unwillkürlich zum bewusstlosen Martin. Sie musste Kemal gelegentlich fragen, was er ihm verabreicht hatte. So selig wie er schlummerte, sah Martin wie ein Fünfzehnjähriger aus. Wie ein sehr unschuldiger Fünfzehnjähriger, den man vor lüsternen Frauen beschützen mochte. Der Mann folgte ihrem Blick, sein ausgestreckter Zeigefinger bewegte sich fragend zwischen ihr und Martin.

„Er ist älter als er aussieht ...“, stammelte Agnes.

Leon drückte die Zigarette auf seiner Schuhsohle aus und legte seinen Arm um ihre Schultern. Unwillkürlich liefen Agnes die Tränen über die Wangen. Sie sassen eine Weile da, ihre Körper schmiegt sich aneinander. Seine Wärme war tröstlich. Und beunruhigend angenehm. Agnes spürte seinen Atem an ihrem Hals, drehte ihr Gesicht zu ihm.

„Hast du Berta umgebracht?“, fragte sie.

„Nein“, murmelte er. „Ich bin kein Mörder, genauso wenig wie du.“

Na, ja. Mal abgesehen von Dobrowsky und Herrn Krähenbühl und ein paar anderen in Haiti, hatte sie tatsächlich niemanden auf dem Gewissen.

„Ich kann das erklären, das mit dem Geld und Berta ...“, fing er an.

Martin murmelte etwas im Schlaf und schaffte es, noch unschuldiger auszusehen. „Der ist doch noch minderjährig, oder?“, fragte Leon. Er liess sich nur zu gern von seinem eigenen Geständnis ablenken.

„Du hast eine tote Frau in deinem Auto und einen Haufen Geld“, erinnerte sie ihn. „Und Martin ist übrigens letzten Monat neunzehn geworden.“

„Und der hier sieht auch nicht gerade wie das blühende Leben aus.“ Er zeigte mit der Schuhspitze auf Herrn Krähenbühl.

„Hast du Berta umgebracht?“, fragte sie nochmals.

„Nein, genauso wenig wie du diesen Mann hier ...“ So kamen sie nicht weiter. Oder doch? Irgendwie schon! Ihre Lippen berührten sich jetzt fast. Die Türe des Wagens ging auf. Kemal schüttelte sich wie ein Hund und stapfte mit den Füßen, um den Schnee los zu werden.

Sie schreckten auseinander. Agnes zeigte auf Leon.

„Er hat keine Schneeketten“, sagte sie anklagend.

„Leon kann ja mit uns fahren und das Auto hier stehen lassen“, schlug Kemal vor. Agnes erinnerte ihn an die tote Berta und den Koffer mit Geld. Sie schauten einander ratlos an.

„Wir sollten vielleicht doch die Polizei benachrichtigen“, sagte Agnes unsicher.

„Keine Polizei!“, rief Kemal erneut. Leon legte seine Hand auf Kemals Schulter und bot ihm eine Zigarette an. Nach einem tiefen Zug plapperte Kemal darauf los, als wäre er bei einer Selbsthilfegruppe für *Sans Papiers*.

„Ich habe immer noch keine Papiere“, sagte er. „Ich habe nicht mal einen Führerschein. Bertas Verwandten glauben immer noch, ich will ihr Geld.“ Kemal wollte noch mehr erzählen, aber in diesem Moment wachte Nicole auf und kletterte über die Sitzlehne. Schläfrig kroch sie unter Agnes' Wolldecke. Das plötzliche Auftauchen ihres Kindes schien Leon aus dem Konzept zu bringen.

„Oh!“, sagte er, sich erinnernd. Während dieses vertraulichen Gesprächs vor sechs Jahren, hatte sie ihm unter anderem von ihrer Befürchtung erzählt, sie könnte schwanger sein. Agnes schnaubte und legte ihren Arm um Nicole.

Mit einer Entschuldigung stand Leon auf, sagte, er wolle versuchen, ohne Schneeketten wegzufahren. Kemal folgte ihm. An der Türe drehte sich Leon um und kam nochmals zurück. Mit einem grossen Schritt war er bei Agnes. Er neigte sich zu einem Abschiedskuss. In diesem Moment stöhnte Martin leise. Nicoles Kopf streckte sich langsam wie eine Schildkröte aus der Wolldecke. Kemal räusperte sich diskret an der Türe.

„Pass auf dich auf“, sagte Leon und verschwand in die Nacht.

Agnes gab sich einen Ruck und rief Peter Odermatt an, den Chefarzt der Chirurgie. Dieser hörte ihr schweigend zu, knurrte dann ins Telefon, sie sollten auf dem hinteren Parkplatz des Krankenhauses auf ihn warten. Agnes traute sich nicht, Fragen zu stellen. Dafür hatte Nicole eine Menge Fragen, sie wollte zum Beispiel wissen, was eine Reanimation sei.

Inzwischen hatte sich der Sturm gelegt, die Schneeflocken fielen sanft und leise vom Nachthimmel. Nicole hörte eine Märchenkassette. Agnes rief ihren grossen Bruder und dessen kluge Frau an, um sich Rat zu holen, wie sie aus diesem Schlamassel mit dem verstorbenen Patienten

herauskommen sollte. Egon meinte, es sei halb so schlimm, ihm würden solche Sachen dauernd passieren. Agnes hoffte, es wäre ein Scherz, aber bei Egon wusste man nie. Von ihrer Schwangerschaft erzählte sie ihnen noch nichts. Dafür schämte sie sich zu sehr. Sie fragte sich, was ihre Eltern dazu sagen würden. Diese hatten sich noch nicht mal damit abgefunden, dass sie für Nicole keinen Vater präsentiert hatte.

Martin sah sehr blass aus. Agnes musste plötzlich an Martins Eltern denken. Vor sechs Jahren, als der damals dreizehnjährige Junge mit einer Knieverletzung im Krankenhaus lag, war sie ihnen einmal begegnet. Agnes war bei ihrem Anblick schockiert gewesen. Zwei verhärmt, vorzeitig gealterte Menschen, die so gar nicht zu ihrem vor Energie sprühenden Sohn passten. Sie würden ihr nie glauben, dass es ihr Sprössling war, der sie an seiner Geburtstagsparty verführt hatte und nicht umgekehrt.

Die Türe der Ambulanz ging abermals auf. Leon steckte den Kopf herein. „Das Auto springt nicht an“, sagte er. „Könnt ihr mich ein Stück mitnehmen? Ich kann die Fahrt bezahlen.“

Ohne eine Antwort abzuwarten hievte Leon den grossen Koffer in die Ambulanz und stellte ihn auf den Boden. Er hatte ihn mit einer Schnur zusammengebunden. Hinter ihm stapfte Kemal mit Berta in den Armen herein und bettete den winzigen Körper neben Herrn Krähenbühls Leiche. Nicole betrachtete interessiert die beiden Toten. Ihre Lehrerin würde jetzt nicht nur wissen wollen, woher Nicole das Wort Reanimation kannte, sondern auch Leichenstarre. Agnes fühlte sich schrecklich.

„Wir sollen auf dem hinteren Parkplatz auf Odermatt warten“, sagte Agnes zu Kemal. Mit einem Achselzucken liess Kemal Leon vorne einsteigen und sie fuhren los.

Während der langsamen Fahrt dachte Agnes darüber nach, wie sie dem Chefarzt die zweite Leiche erklären sollte. Ihr Gehirn war paralysiert. Sie wusste, dass Odermatt sie gut leiden konnte, glaubte aber nicht, dass seine Sympathie zwei herrenlose Leichen mit einbezog.

Mit klammen Fingern wählte Agnes die Nummer ihrer Psychotherapeutin Frau S. Sie erreichte nur den Telefonbeantworter. Frau Meier, die Sprechstundenhilfe, forderte sie fröhlich auf, eine Nachricht zu hinterlassen. Agnes legte auf, als sie Nicoles fragenden Blick bemerkte. Was hätte sie auch Sinnvolles sagen sollen? Während der restlichen Fahrt erzählte sie Nicole ein Märchen, bis sie einschlief.

## Kapitel 5

### Frau S.:

Als ich am nächsten Morgen erwachte, lag ich immer noch im Liegestuhl unter der erloschenen Lampe. Der Schlafanzug klebte feucht an mir und meine Stimme hatte sich verabschiedet. Ich schleppte mich unter die Dusche, drehte den Hahn auf und sprang im nächsten Moment mit einem heiseren Krächzen vom eiskalten Wasserstrahl weg. Als auch nach fünf Minuten kein heisses Wasser kam, gab ich das Duschen auf. Notdürftig rieb ich mir den verschwitzten Körper mit einem Waschlappen ab. Die nächste böse Überraschung war die tote Kaffeemaschine.

Ich setzte mich auf den Boden und wollte weinen. Nur war niemand da, um mich zu trösten. Nach ein paar Schluchzern stand ich wieder auf, schluckte zwei Paracetamol und ging in die Praxis.

Als Frau Meier mich sah, machte sie „Oh!“ und sagte bis auf Agnes allen Patienten ab. Sie brachte mir einen heissen Tee und noch mehr Paracetamol. Ich fühlte mich umsorgt und getröstet, kam jedoch wieder nicht zum Weinen. Diesmal, weil ich aus dem Empfangsraum Agnes' Stimme hörte. Ich ging sie holen, bevor Frau Meier meine arme Patientin mit ihren neugierigen Blicken durchbohren konnte. Sobald sie sich gesetzt hatte, platzte Agnes heraus:

„Es gab einen Zwischenfall! Und ich bin schwanger.“ Sie brach in Tränen aus.

\*\*\*

Kemal parkte den Wagen wie vereinbart am äussersten Rand des hinteren Parkplatzes. Sie mussten nicht lange warten. Aus einem Auto in der Nähe stieg der Chefarzt der Chirurgie, Doktor Peter Odermatt aus. Er packte aus seinem Kofferraum einen Rollstuhl aus, faltete ihn auseinander und rollte damit in ihre Richtung. Agnes deckte ihr schlafendes Kind zu und verliess fröstelnd den Wagen. Vorne stiegen Kemal und Leon ebenfalls aus. Odermatt steckte den Kopf durch die halb geöffneten Hecktüren der Ambulanz. Er spähte kurz hinein, drehte sich dann langsam zu Agnes um.

„Die alte Frau gehört ihm“, beeilte sich Agnes zu sagen. Sie zeigte auf Leon. Leon lächelte sie liebenswürdig an.

„Und der Praktikant?“, fragte Odermatt.

„Der gehört mir“, sagte Agnes. „Ich meine ...“ Verlegen schwieg sie wieder.

Der Chefarzt zeigte mit dem Daumen in den Wagen: „Da liegt aber noch jemand. Auch tot?“

„Das ist Nicole, meine Tochter. Sie schläft“, erklärte Agnes.

Odermatts verlebte Gesichtszüge wurden einen Hauch weicher. Er kannte Agnes' Tochter.

„Sonst noch was im Wagen, von dem ich wissen sollte? Schnaps? Schmuggelware? Drogen?“, fragte er ironisch.

Agnes hörte, wie Kemal nach Luft schnappte. Bevor er, was auch immer gestehen konnte, zischte sie: „Halt jetzt bloss die Klappe!“ Kemal presste die Lippen zusammen und schüttelte heftig den Kopf.

„Lassen Sie mich erklären“, sagte Leon, während er näherkam. Er holte den alten Koffer aus dem Wagen und zog Odermatt diskret beiseite. Kemal und Agnes schauten zu, wie die beiden im Dunkeln leise diskutierten.

„Du, ich habe wirklich noch etwas im Wagen“, sagte Kemal, sobald sie ausser Hörweite waren. Er begann unter dem Sitz, auf dem Nicole schlief, herumzuwühlen.

Im Halbdunkel sah sie, wie Leon umständlich die Schnur löste, welche den alten Koffer zusammenhielt. Sie konnte nicht genau erkennen, was die beiden taten, aber viel Fantasie brauchte es nicht dazu. Agnes wusste von Odermatts Geldsorgen. Sie warf einen Blick in den Wagen, um zu sehen, was Kemal machte. Er kroch gerade unter dem Sitz hervor. Das schlechte Gewissen war ihm deutlich anzusehen, als er umständlich eine Schachtel hervorkramte. Nicht irgendeine Schachtel. Die Hutschachtel Schwester Rosas. Agnes wurde schwindlig. „Ich habe sie noch nicht zurückgebracht, ich glaube, du nimmst sie besser wieder“, stammelte er verlegen.



## Kapitel 6

### Frau S.:

Ich hatte gestern ein paar Aspirin mit einem Wodka Cocktail herunter gespült. Mit genug Sahne, Zucker und Eigelb drin, um jegliche Depression oder Erkältung im Nu wegzuputzen. Es war ein Geheimrezept meiner polnischen Grossmutter. Um den Kater zu kurieren, hätte meine Grossmutter am nächsten Tag eine Kuttelsuppe mit viel Knoblauch serviert. Mir war auch ohne das schon übel. Ich beruhigte meinen Magen mit einem Zwieback.

In der Praxis begrüsst mich Frau Meier wieder mit einem „Oh mein Gott“ und begann erneut die nicht dringenden Patiententermine abzusagen. Schliesslich blieben zwei Zwangsneurotiker und Agnes übrig. Der erste war überzeugt, er sei an meiner Erkältung schuld und wollte es sich nicht nehmen lassen, sich persönlich dafür zu entschuldigen. Der zweite litt an einer Bakterienphobie und liess sich deshalb gerne von mir am Telefon behandeln. Agnes wollte ich nicht absagen, da ich wusste, dass es ihr wirklich nicht gut ging. Sie wusste nicht, ob sie das Kind behalten oder abtreiben wollte, weigerte sich aber über dieses Thema zu reden.

Schon nach fünf Minuten mit Agnes überlegte ich, ob die Kuttelsuppe meiner Grossmutter nicht doch gegen die Explosionen in meinem Kopf helfen würde. Da die Patienten grundsätzlich nichts dafür können, dass ihre Psychiaterin einen Kater hat, rief ich mich zur Ordnung.

„Also, ich mache Ihnen einen Vorschlag“, sagte ich sanft. „Ich gebe Ihnen die Adresse eines befreundeten Kollegen. Wenn Sie in den nächsten zwei Wochen immer noch eine Abtreibung wünschen und mit mir nicht darüber reden wollen, sprechen Sie mit ihm.“ Agnes nickte und steckte den Zettel wortlos ein.

„Möchten Sie erzählen, wie es weiterging?“, fragte ich. Zugegeben, ich war neugierig, wie sie die Leichen losgeworden war. Agnes nickte nochmals und erzählte an der Stelle weiter, als sie die Ambulanz geparkt hatten.

\*\*\*

### Agnes:

Leon zog Odermatt diskret beiseite. Im Dunkeln konnte ich gerade noch erkennen, wie er die Schnur löste und den alten Koffer öffnete. Ich fragte mich, wieviel es sich Leon kosten liess, Odermatt die alte Dame anzudrehen. Ich hoffte viel. Ich wusste von den Geldsorgen des Chefarztes und ich mochte ihn. Unter seinem brummigen Äusseren verbarg sich ein feiner Kerl. Und ein genialer Chirurg war er auch. Vorausgesetzt, dass er nicht betrunken war. Dann konnte es nämlich mal passieren, dass ein Bauchnabel vergessen ging. Kemal zupfte mich am Ärmel und riss mich aus meinen Überlegungen.

„Du, ich habe wirklich noch etwas im Wagen, was nicht hingehört“, sagte er. Ich nahm an, er hätte Gras versteckt und achtete nicht auf ihn. Ich wollte sehen, was Odermatt und Leon taten. Als ich etwas später einen Blick in den Krankenwagen warf, kroch Kemal gerade unter Nicoles Sitz hervor. Das schlechte Gewissen war ihm deutlich anzusehen, als er umständlich eine Schachtel hervorkramte. Nicht irgendeine Schachtel. Die Hutschachtel Schwester Rosas. Mir wurde schwindlig.

„Ich habe sie noch nicht zurückgebracht, ich glaube, du nimmst sie besser wieder“, stammelte er verlegen. Bevor ich ihn mit meinen Blicken töten konnte, kam Odermatt zurück. Leon verschwand in die Dunkelheit.

## Kapitel 7

### Frau S.:

Bevor ich wieder den Faden verlor, unterbrach ich Agnes an dieser Stelle.

„Sie reden von der Hutschachtel mit dem Schrumpfkopf?“, fragte ich. Agnes bejahte. Von unseren früheren Sitzungen wusste ich, dass sie vor ein paar Jahren zusammen mit der alten Hebamme Schwester Rosa in Haiti gearbeitet hatte. Sie hatten das Land überstürzt verlassen müssen. Aus mir noch nicht näher bekannten Gründen trug Schwester Rosa auf der Flucht einen Schrumpfkopf in einer Hutschachtel mit sich herum. Ich würde gelegentlich darauf zurückkommen. Aber nicht heute.

„Ich hatte Schwester Rosa versprochen, dass ich die Schachtel ihrer Mutter Oberin bringen würde. Ich kam nur noch nicht dazu. Mein Bruder Egon nahm sie irgendwann mit und gab sie anscheinend Kemal.“

„Erzählen Sie doch einfach weiter“, sagte ich.

\*\*\*

### Agnes:

Odermatt verriet uns nicht, was er mit Leon besprochen hatte. Aber irgendwie sah er nicht mehr ganz so schlecht gelaunt aus wie kurz zuvor.

„Helfen Sie mir, Herrn Krähenbühl auf den Rollstuhl zu setzen“, sagte er zu Kemal. Dazu mussten sie Bertas Leiche zuerst von der Liege nehmen und auf den Boden legen. Schweratmend hievten sie den übergewichtigen Mann aus dem Wagen. Ich packte mit an und gemeinsam schafften wir es, ihn in den Rollstuhl zu setzen. Die Leichenstarre setzte langsam ein und somit war er gerade so steif, dass er im Rollstuhl sitzen blieb, ohne umzukippen.

„Und jetzt die zweite Tote“, sagte Odermatt zu Kemal. Kemal schaute mich entgeistert an. Ich war genauso ratlos.

„Los, setzen Sie sie auch in den Rollstuhl“, sagte Odermatt. „Und packen Sie beide in eine Decke ein. Sie ist so klein, das fällt gar nicht auf.“ Kemal rührte sich nicht.

„Sie wollen Berta ihm auf den Schoss setzen?“, fragte ich.

Odermatt schaute mich an, als hätte ich etwas ganz und gar Unnötiges gesagt.

„Beeilen Sie sich!“, knurrte er dann Kemal an. Widerwillig holte Kemal Berta und platzierte sie auf Herrn Krähenbühls Knien. Sie rutschte langsam auf den Boden. Odermatt zischte: „Helfen Sie mit, sie zu fixieren ..., hallo Kleines!“ Odermatts Tonfall hatte sich mitten im Satz geändert. Ich folgte seinem Blick. Nicole kletterte augenreißend aus der Ambulanz und versteckte sich hinter mir. Odermatts Gesicht allein hätte schon genügt, eine knapp Sechsjährige zum Weinen zu bringen, aber mit zwei Leichen im Hintergrund sah die Szene geradezu wie einem Horrorstreifen entsprungen aus.

Nicole reckte vorsichtig ihren Kopf und spähte nach Odermatt. Sie lächelte ihn schüchtern an. Kemal fasste sich als Erster.

„Geh doch wieder in den Wagen. Du musst auf Martin aufpassen“, sagte er.

Nach einem langen Blick auf das merkwürdige Bild, das sich bot, stieg Nicole wieder in den Wagen und hielt Martins Hand. Mir schossen zwei Sachen durch den Kopf. Erstens, dass Nicole, sobald sie mit mir allein war, eine Menge Fragen stellen würde und zweitens, dass ich Martin vollkommen vergessen hatte.

Inzwischen hatten Odermatt und Kemal Berta mit einem Gurt auf Herrn Krähenbühls Schoss fixiert und beide in ein paar Decken eingepackt. Odermatt fand, Kemal solle Martin hinein bringen. Ich rief im Röntgen an, um eine Unterschenkelverletzung anzumelden. Der Plan war, dass ich zusammen mit Odermatt den Rollstuhl mit den Leichen hereinbrachte, während Kemal ablenkte. Er fuhr die Ambulanz langsam bis vor die Notaufnahme und zog Martin auf seiner Bahre aus dem Wagen. Odermatt und ich kamen mit dem Rollstuhl nach.

Ich weigerte mich, Nicole in der Ambulanz allein zu lassen. Und sie weigerte sich, Martins Hand loszulassen, so ging sie mit Kemal. Ich schaute zu, wie sie neben Martins Liege lief. Der Angstschweiß strömte mir kalt den Rücken runter. Ich zitterte unkontrolliert, als ich den Rollstuhl durch den Eingang rollte. Inzwischen hatte Kemal genug Staub aufgewirbelt. Alle, die noch um diese Zeit auf den Beinen waren, rannten herbei, um sich um den verletzten Martin zu kümmern. Verwirrt blinzelte er mit

glasigem Blick und sah mehr denn je wie ein unschuldiges Kind aus. Nicole liess sich endlich von Kemal überreden, im Fernsehraum auf uns zu warten.

Odermatt gab mir einen Schubs. Ich setzte mich wieder in Bewegung. Wir nahmen den Aufzug. Kurz bevor die Türe zuschlug, wurde sie wieder aufgerissen und eine Krankenschwester quetschte sich hinein. Sie grüsste uns und begann fröhlich mit Herrn Krähenbühl zu plaudern, so wie es nette Krankenschwestern eben tun. Odermatt entblöste darauf seine Zähne und schenkte ihr ein Lächeln. Die junge Krankenschwester verstummte mitten in ihrem Satz. Wir verliessen den Aufzug. Einen Pfleger, der uns helfen wollte, schlug Odermatt mit einem Knurren in die Flucht. Sonst stellte sich uns niemand in den Weg. Sobald wir im Krankenzimmer waren, packten wir Herrn Krähenbühl aus und legten ihn ins Bett.

Als Nächstes ging ich zum Stationszimmer und erzählte der Nachtschwester die Geschichte, die mir Odermatt eingeschärft hatte. Wir waren unterwegs im Schnee stecken geblieben und schliesslich umgedreht. Herr Krähenbühl wünschte bis zum Morgen nicht gestört zu werden. Die Nachtschwester versprach, ihn die ganze Nacht in Ruhe zu lassen. Mit Odermatt an meiner Seite, der die ganze Zeit heimtückisch wie ein böser Wolf grinste, war es ein Kinderspiel, damit durchzukommen. Ich entspannte ein wenig meine Finger, die sich an den Griffen des Rollstuhls festgekrallt hatten. Berta sass immer noch unter den Decken. „Na endlich“, sagte Odermatt, als wir allein waren. „Ich dachte schon, ich muss die ganze Nacht mit den Schwestern flirten.“

Unterwegs holte uns Kemal ein. Er riskierte einen schnellen Blick unter die Decken und schien erleichtert, dass Berta immer noch da war. Wahrscheinlich traute Kemal Odermatt zu, dass er nachts Leichen im Säurebad auflöste. Auch ich fragte mich, was Odermatt mit Berta vorhatte. Mir fiel beim besten Willen nicht ein, wie wir sie loswerden sollten. Wortlos ging er zum Aufzug und drückte auf den Knopf zum zweiten Untergeschoss, der Pathologie.

Wir betraten den kühlen Raum. Odermatt hob Berta mühelos aus dem Rollstuhl und legte sie auf einen der Stahltische. Er ging zu einem Telefon, das an der Wand hing und rief jemanden an. Kemal und ich warfen uns beunruhigte Blicke zu. Wir konnten nicht verstehen, was Odermatt sagte. Er hingte auf, kam zurück und schaute Berta nachdenklich an. Dann deckte er sie behutsam mit einem grünen Tuch zu.

„Gehen wir! Oder wollt ihr die Nacht hier verbringen?“, sagte er. Kemal atmete geräuschvoll aus.

Unterwegs nach oben liess sich Odermatt zu einer Erklärung herab. „Der Pathologe schuldet mir ein paar Gefallen.“ Er sah mit sich sehr zufrieden aus, bis wir beim Verlassen des Aufzugs in Herrn Zimmermann, den Verwalter hineinliefen. Die beiden Männer schauten einander an, als würden sie sich gleich gegenseitig fressen. „Was machen Sie denn hier um diese Zeit, Herr Verwalter?“ Odermatt liess die Anrede wie eine Beleidigung klingen.

„Ich besuche einen guten Freund von mir, Herrn Krähenbühl. Ich hörte, er ist wieder zurück, obwohl er verlegt werden sollte. Er ist Privatpatient und mit der Operation nicht zufrieden“, erklärte Zimmermann pikiert. Mir rutschte das Herz in die Hose, auch Kemal wich jegliche Farbe aus dem Gesicht.

„Ach, unser Herr Krähenbühl“, winkte Odermatt ab, „er schläft sicher schon tief und fest. Ich habe mich gerade nach seinem Befinden erkundigt. Die Nachtschwester sagte, er wünsche die ganze Nacht nicht gestört zu werden.“ Odermatt baute sich vor dem Verwalter auf. Der Chefarzt der Chirurgie war zwar nicht viel mehr als zehn Zentimeter grösser als ich, aber er schaffte es, wie ein Riese auszusehen. Zimmermann blieb nichts anderes übrig, als den Schwanz einzuziehen.

Nach dem Abgang des Verwalters war es vorbei mit Odermatts Zufriedenheit. „Wir sehen uns morgen“, sagte er. Kemal und ich schauten ihm nach. Ich hoffte für ihn, er würde sich nicht betrinken, oder es wenigstens nicht alleine tun.

Wir holten Nicole im Fernsehzimmer ab. In Gesellschaft einer geriatrischen Patientin starrte sie wie gebannt auf den Bildschirm. Jemand hatte die beiden in Wolldecken eingepackt. Nicoles kleine Stiefel lagen auf der Heizung. Der Anblick verursachte mir ein so schlechtes Gewissen, dass mir für einen Moment die Luft zum Atmen wegblieb. Da kam Bewegung in die alte Frau. Sie schälte sich aus ihrer Decke. Im nächsten Moment mutierte die dösige Obdachlose in eine fitte alte Hebamme, die ich nur zu gut kannte.

Schwester Rosa sprang von ihrem Sessel auf. „Ich habe mich ein wenig zu Nicole gesetzt“, sagte sie. „Wie in alten Zeiten.“ Sie klang wehmütig. In Haiti hatten wir viele Abende gemeinsam verbracht. Nicoles Gesicht war mit Schokolade verschmiert, sie sah satt und zufrieden aus. Meine Tochter verabschiedete sich von ihr mit einem Kuss. Nach einem winzigen Zögern beugte ich mich zu Schwester Rosa und umarmte sie ganz fest.

Kemal bot uns an, in seiner kleinen Wohnung im Personalhaus zu übernachten. Dankbar nahm ich sein Angebot an. Inzwischen versanken wir bis weit über die Knie im Schnee. Ich trug Nicole in die Wohnung hinauf. Erleichtert legte ich sie auf die Luftmatratze, die Kemal unter dem Sofa hervorholte. Sie schlief wieder tief und fest.

Kemal tischte ein paar Käsereste und Brot auf. Beim Hinlegen auf den Tisch machte das Brot ein Geräusch, als wäre es aus Holz. Kemal löffelte etwas Joghurt in ein Glas, füllte es mit Wasser auf, gab eine Prise Salz dazu und rührte heftig mit einer Gabel, bis es schäumte. Ich beäugte das Ganze misstrauisch.

„Was ist das?“, fragte ich.

„Ayran“, erklärte er. „Das Getränk des armen Mannes. Es gibt in der Türkei sogar ein Sprichwort dazu.“

„Was du nicht sagst“, sagte ich. Laut Kemal gab es im Türkischen zu jedem Thema ein Sprichwort.

„Man sagt: Jemand hat keinen Ayran zum Trinken, geht aber mit Pferd zum Scheissen.“

„Und wieso macht er das?“

„Das sagt man so, wenn jemand kein Geld hat, aber gern so tut, als er ist reich.“

„Ein Angeber“, sagte ich gähnend. „Wie Zimmermann.“

Eine Zeitlang waren nur unsere Kaugeräusche zu hören. „Genau wie Zimmermann“, lachte Kemal. „Übrigens, findest du nicht auch, dass dieser Schrumpfkopf ihm gleicht?“

Ich gähnte. „Jetzt, wo du es sagst ... Wahrscheinlich sehen alle Verwalter auf der Welt so aus.“

Kemal trank nachdenklich seinen Ayran. Ich schlief fast schon in meinem Stuhl, als er fragte: „Was hast du eigentlich mit der Hutschachtel gemacht?“

Mit einem Schlag war ich so wach, als hätte man mich mit einem Eimer Eiswasser begossen. „Du hast sie doch wieder in den Krankenwagen zurückgestellt!“, schrie ich. „Oder?“

„Nein, ich habe sie dir gegeben!“ Kemal und ich schauten uns an. Sie musste noch auf dem Parkplatz sein. Begraben unter einem Meter Schnee. Wortlos standen wir auf und legten unsere durchweichten Schuhe und Jacken wieder an. Ich vergewisserte mich, dass Nicole schlief. Ich fühlte mich nicht zum ersten Mal an diesem langen Tag wie die unfähigste Mutter aller Zeiten. Zusammen mit Kemal verliess ich die Wohnung.

Wir suchten eine Stunde, bevor wir aufgaben. Es war absolut hoffnungslos. Wir wussten nicht einmal mehr, wo wir die Ambulanz geparkt hatten. Es wäre vielleicht nicht so schlimm gewesen, wenn es eine einfache Kartonschachtel gewesen wäre. Mit etwas Glück hätte sie sich im Schnee aufgelöst und beim nächsten Tauwetter hätte jemand etwas Ekliges entsorgt, das wie ein verwestetes Tier ausgesehen hätte. Aber Schwester Rosas Hutschachtel war aus wasserdichtem Hartplastik. Und für den Fall, dass sie auf der langen Reise von Haiti verloren ging, hatte ich sie mit wasserfestem Filzstift beschriftet. Mit meinem Namen, wie all unsere Gepäckstücke auf dieser Reise. Das war, bevor ich einen Blick in die Schachtel geworfen hatte.

Auf einmal zog mich Kemal zur Seite. Er deutete auf einen Mann, der in unsere Richtung durch den Schnee stapfte. Ich erkannte den Verwalter Zimmermann. Der hatte uns jetzt gerade gefehlt. Wir zogen uns in den Schatten einer Eiche zurück. Zimmermann kam immer näher. Schliesslich blieb er vor einem Wagen stehen. Er machte den Kofferraum auf und holte eine Schneeschaufel hervor. Gerade mal drei Meter vor uns begann er seinen Sportwagen auszugraben.

Es dauerte eine Ewigkeit. Ich dachte an Nicole, die allein in Kemals Wohnung schlief, fragte mich, ob man wegen Unterkühlung eine Fehlgeburt erleiden könnte und ob man mir meine abgestorbenen Zehen würde amputieren müssen. „Warum genau verstecken wir uns?“, zischte ich Kemal zu. Er zuckte mit den Schultern. Es würde merkwürdig aussehen, wenn wir plötzlich aus dem Nichts auftauchen würden, aber langsam war es mir egal.

„Er ist sowieso fast fertig“, sagte Kemal. In diesem Moment stiess Zimmermann mit seiner Schaufel auf etwas Festes. Er stutzte, hob dann eine uns nur allzu gut bekannte Schachtel vom Boden. Er drehte sie hin und her, versuchte im Licht der Strassenlaterne meine Schrift zu entziffern. Ich stand die ganze Zeit wie paralysiert da. Bevor ich mich endlich von meiner Schockstarre lösen konnte, war er mit seinem schnittigen Sportwagen losgefahren. Mitsamt der Hutschachtel.

## Teil 2

### Kapitel 8

#### Frau S.:

Nach der Therapiestunde mit Agnes ging ich nach Hause. Ich war erledigt und sehnte mich nach einem heissen Bad, einem Tee und meinem Liegestuhl unter der warmen Lampe. Als ich die Wohnungstür aufmachte, wehte mir eisige Luft entgegen. Den Stromausfall hatte ich vollkommen vergessen. Auf ein Wunder hoffend lief ich in die Küche. Vielleicht hatte sich ja die Kaffeemaschine in meiner Abwesenheit erholt. Hatte sie nicht, stattdessen war trotz der in der Wohnung herrschenden Polartemperatur, der Kühlschrank aufgetaut. Auf den Küchenfliesen breitete sich eine fleischfarbene Pfütze aus. Nach einigem Suchen fand ich den Sicherungskasten. Beim Aufmachen sah ich, dass sämtliche Sicherungen durchgeschmort waren. Gerald hätte jetzt gewusst, was zu tun wäre. Ich kauerte mich auf dem kalten Küchenboden in eine Ecke. Wieder kam niemand vorbei, um mich zu trösten. Nach einer Weile fiel mir ein, dass Gerald auch nicht mehr als ich von qualmenden Sicherungen verstand. Er hätte einen Fachmann kommen lassen, statt auf dem Küchenboden zu weinen. Ich stand wieder auf, bevor die fleischfarbene Pfütze mich erreicht hatte. Doch bevor ich einen Elektriker kommen liess, musste die Cannabisplantage verschwinden. Ich rief Benjamin an.

„Oh mein Gott! Ich komme sofort“, rief er bestürzt und hängte auf. Ich wärmte mich für ein paar Sekunden an seiner Fürsorge, bis mir aufging, dass sie nicht mir galt. Zwanzig Minuten später stand Benjamin mit einer Werkzeugkiste vor der Türe. Er warf besorgte Blicke nach rechts und links. „Ich habe an der Türe gelesen, dass ihr Mann Anwalt ist“, sagte er unsicher.

„Er ist verreist“, beruhigte ich ihn.

Benjamin lief mit schmatzenden Schritten durch die Wohnung und verteilte das Fleischwasser gleichmässig. Emsig wechselte er die defekten Sicherungen und Birnen aus und verlegte Verlängerungskabel.

„Damit der Strom aus verschiedenen Steckdosen kommt und die Sicherungen nicht wieder durchbrennen“, erklärte er seiner unterbelichteten und unterkühlten Psychotherapeutin. Als er fertig war, legte er einen Schalter um. Mit einem Surren erwachte die Elektronik in der Wohnung zum Leben.

Ich bereitete Benjamin einen Kräutertee und mir heisses Wasser mit einem löslichen Grippemittel. Wir machten es uns unter den Lampen gemütlich.

„Also, ihr Mann, er ist länger verreist sagten Sie?“, fragte er. Das hatte man davon, wenn man Patienten zu Hause zum Tee einlud. Sehr unprofessionell. Andererseits hütete ich sonst ja auch nicht die Cannabisplantage meiner Patienten. Also konnte man Benjamin als Sonderfall betrachten.

„Ich wollte nicht neugierig sein“, fuhr Benjamin fort, als ich keine Antwort gab. „Es ist wegen dem hier.“ Er machte eine Geste in Richtung der Pflanzen. „Ein Anwalt sieht Cannabisanbau vielleicht nicht so entspannt wie Sie und ich. Was ist, wenn er plötzlich nach Hause kommt?“

„Wir leben getrennt“, sagte ich so beiläufig wie möglich. Benjamin hatte inzwischen ausgetrunken. Bevor er fragen konnte, was Gerald's Name immer noch an meiner Türe zu suchen hatte, riss ich ihm die Tasse aus der Hand. „Danke für deine Hilfe“, sagte ich beim Aufstehen.

„Gern geschehen. Sie müssen mich nicht bezahlen“, sagte Benjamin.

„Hatte ich auch nicht vor“, antwortete ich mit einem finsternen Blick auf den Fussboden.

Nachdem Benjamin gegangen und die Wohnung und ich sauber waren, hüllte ich mich in eine Decke ein und setzte mich wieder unter die Lampe. Trotz der Hitze zitterte ich noch eine Weile, aber langsam begannen die Medikamente zu wirken. Ich hatte Agnes' Krankenakte aus der Praxis mitgebracht. Ich schlug sie auf und begann zu lesen. Ich machte mir Sorgen um sie. Sie hatte sehr verstört gewirkt. Sie war ungeplant schwanger und in Panik. So viel hatte ich verstanden. Aber dann wurde ihre Geschichte konfus. Die alten Zweifel darüber, ob sie doch eine Psychopathin war, meldeten sich bei mir wieder. Laut ihrer Erzählung war Agnes mit einem relativ gesunden Patienten vom Krankenhaus losgefahren. Zurückgekommen war sie mit zwei Leichen und einem Verletzten. Als sie dem Chefarzt der Chirurgie, Peter Odermatt, vom Vorfall berichtete, hatte dieser ganz unerwartet reagiert.

\*\*\*

„Wie unerwartet?“ hakte ich nach.

Agnes zögerte kurz und sagte dann: „Er hat die Leichen verschwinden lassen. Und dann, also, ich glaube, er hat irgendetwas mit dem Verwalter Zimmermann angestellt. Entweder das, oder ..., ich war schuld. Der ist jedenfalls jetzt ganz wirr im Kopf.“

Ich schaute sie fragend an. Agnes erwiderte meinen Blick unsicher. „Zimmermann benimmt sich so, als stünde er unter einem ... Voodoo Zauber“, sagte sie.

„Also, nochmal. Warum sollte der Chefarzt so etwas tun? Und wie denn?“ Ich ging nicht darauf ein, dass sie sich auch selbst beschuldigte. Sie neigte dazu, sich für jede Katastrophe verantwortlich zu fühlen.

„Da muss ich etwas ausholen.“

„Bitte sehr ...“, forderte ich sie auf.

„Ziemlich weit ausholen ...“, sagte sie. Ich nickte. Hatte nichts Besseres zu tun heute. Ich freute mich auf Agnes' eigentümliche Art zu erzählen, sie hatte mir gefehlt. Obwohl ich mich fragte, was das mit einer Psychotherapie zu tun hatte. Sie versicherte mir, dass es ihr half und ich brauchte eine Entscheidungshilfe, ob ich sie zwangseinliefern sollte. Also hörte ich zu.

Agnes räusperte sich, setzte sich aufrecht hin, legte ihr Gesicht in Falten. Dann begann sie mit einer tiefen Raucherstimme zu erzählen.

\*\*\*

### **Peter Odermatt:**

Ich heisse Peter Odermatt, genauso wie mein Vater. Was mich betrifft, beschreibt «passend wie eine Faust aufs Auge», die Beziehung zwischen mir und meinem Namen ziemlich gut. Dort, wo ich aufwuchs, gibt es ausser mir niemanden mit olivfarbener Haut, Augen wie Kaffeebohnen und pechschwarzen Haaren.

Ich war als Kleinkind adoptiert worden. Die Geschichte, wie ich zu meiner Familie kam, ging in etwa so: Meine Adoptiveltern waren Bauern mit einem kleinen, gepflegten Hof in der Innenschweiz. Sie lebten genauso hinter dem Berg wie idyllisch. Die Kühe kalbten, die Hühner legten Eier, die Apfel- und Kirschbäume bogen sich unter dem Gewicht ihrer Früchte. Das einzige, was nicht gedieh, war der Bauch meiner Mutter. Als die Ehe nach drei Jahren kinderlos blieb, fragten meine Eltern den Arzt um Rat. Er empfahl ihnen, fleissig weiter zu üben. Nach einem weiteren Jahr erklärte der Arzt, dass es wahrscheinlich am Ziegenpeter lag, den mein Vater als junger Mann durchgemacht hatte. Mein Vater, Peter Odermatt Senior, glaubte, der Arzt habe von seinem Bordellbesuch als Jüngling in der Stadt Wind bekommen und spiele darauf an. Mit einem Satz roter Segelohren lief er aus der Praxis, ohne weiter nachzufragen.

Einige Monate später, es war tiefster Winter und stockfinster, klopfte es an ihrer Türe. Als meine Mutter aufmachte, stand der Arzt auf der Schwelle. Je nach Version der Geschichte trug er ein Bündel. Oder einen Brotkorb am Arm. Die Eltern baten ihn herein. In der Wohnstube packte er aus dem Bündel oder Brotkorb ein winziges Kind aus. Er sagte, er habe es vor seiner Haustüre gefunden. Elsa, meine Mutter, schloss mich, den ausgemergelten Säugling mit den grossen Augen sofort ins Herz. Der Arzt behauptete, ich würde einen prächtigen Bauernjungen abgeben und die Farbe würde sich schon noch aufhellen. Mein Vater reckte seinen Bauch und kratzte sich am Kinn, was er immer machte, wenn ihm etwas nicht passte. Er zögerte noch, was ich verstehen konnte. Mein Vater selbst hatte Arme wie Abwasserrohre und Hände wie Lawinenschaufeln. Der kümmerliche Säugling hätte in einer dieser Pranken mitsamt den Windeln und Decken bequem Platz gehabt. Mein Vater dachte aber an den Ziegenpeter im Bordell und an die Wut seiner Frau, als sie davon erfahren hatte. Er dachte auch an den strammen kleinen Peter, der durch seine Schuld nie gezeugt werden würde. Er schwieg eine ganze Weile, während er nachdachte.

„Also, wenn ihr nicht wollt ...“, seufzte der Arzt. Er zuckte mit den Schultern und erhob sich. „Dann gebe ich ihn im Waisenhaus ab.“

Während mein Vater noch nachdachte, hatte meine Mutter begonnen, mir Haferbrei in den Mund zu schaufeln. Ich rülpste und schenkte meinem zukünftigen Vater ein charmantes zahnloses

Lächeln. „Prost!“, rief dieser mir zu. Dann goss er dem Gast und sich grosszügig Schnaps ein. Spät in der Nacht verabschiedeten sie den Arzt mit einem frisch gebackenen Brot.

Bald nachdem meine Eltern mich gegen einen Brotlaib eingetauscht hatten, begann der Bauch meiner Mutter anzuschwellen. Knapp neun Monate nach meinem Einzug auf dem Hof, kamen die Zwillinge Dario und Max zur Welt. Sechs Jahre später gesellte sich auch Anna zu uns. Meine Eltern waren unkompliziert. Ich glaube nicht, dass sie auch nur kurz erwogen haben, mich wieder umzutauschen. Der Arzt kratzte sich wohl über den unerwarteten Kindersegen der Odermatts verlegen am Kopf. Mein Vater aber war stolz auf seine Familie. Manchmal stupste er meine Mutter an, zeigte auf seine Kinderschar und sagte schelmisch: „Ziegenpeter, was?“ Meine Mutter kicherte dann und errötete.

Meine Haut hellte sich mit den Jahren nicht auf und ich setzte nicht viel Fleisch an. Meine jüngeren Brüder hingegen sahen wie zwei Baumstämme mit blonden Haarschöpfen aus. Wenn mir jemand im Dorf „Bastard“ oder „Neger“ nachrief, regelten meine Brüder die Sache für mich. Man nannte uns respektvoll „der Schimpanse und die zwei Gorillas.“

Obwohl ich mit meinen dünnen Beinen und Armen auf dem Bauernhof unbrauchbar war, wusste ich, dass ich genauso zur Familie gehörte wie Dario, Max, Anna oder Felix, der Schäferhund. Die Zwillinge und ich feierten sogar alle am gleichen Tag Geburtstag. Die Zwillinge waren am 12. August 1951 auf die Welt gekommen. Mein Vater hatte es versäumt, mich eintragen zu lassen. Er dachte wohl, nach der Geburt der Zwillinge würde sich der Besuch bei der Gemeinde langsam lohnen und liess uns alle drei gleichzeitig ins Familienbüchlein eintragen. Der Beamte erlaubte sich ein wenig Spielraum, indem er meine Geburt auf den 12. August 1950 legte.

Schon früh quälte mich die Frage nach meiner Herkunft. Es war, als hätte ich einen winzigen Stein im Schuh, den man nicht loswird, egal wie oft man den Schuh schüttelt. Wie jedes Kleinkind merkte ich irgendwann, dass das Gesicht im Spiegel mir gehörte. Etwas länger brauchte ich, um zu merken, dass das Gesicht auch nach gründlichem Schrubben keine Gemeinsamkeiten mit den rosigen Bäckchen der restlichen Familie zeigte. Ich begann Fragen zu stellen. Aber so oft ich fragte, Antworten bekam ich keine. Was dieses Thema betraf, litten meine Eltern an Gedächtnisschwund. Vor allem, wenn es um den Arzt ging, der mich vor seiner Türe gefunden haben wollte, wurden die Eltern sehr vage. Ausserdem änderten sie die Geschichte immer wieder ein wenig. Die mageren Auskünfte zog ich ihnen während der Jahre mühsam aus der Nase. Ich war überzeugt, dass der Arzt mehr über mich gewusst haben musste. Wer verirrte sich schon unbemerkt mit einem Säugling in unser Dorf und legte ihn an einem eiskalten Wintertag dem Arzt vor die Türe? Er war an jenem Winterabend länger bei meinen Eltern geblieben und hatte ein paar Gläser getrunken. Und geredet. Nach etlichen Gläsern selbstgebrannten Schnapses von meinem Vater wurde jeder redselig.

Die Gespräche mit meinen Eltern verliefen immer gleich. Wenn ich meine Mutter fragte, worüber der Arzt mit meinem Vater geredet habe, sagte sie: „Ich kümmerte mich nicht um die zwei Festbrüder.“

„Wie hiess er denn?“, bohrte ich weiter. Schulterzucken.

„Kein Arzt hielt es länger aus in der Gegend. Sie kamen und gingen nach kurzer Zeit wieder, man nannte sie alle «Herr Doktor».“

„Was hat er erzählt?“ Schulterzucken.

„Geschichten. Aber nichts über dich.“

„Was für Geschichten?“, fragte ich meinen Vater.

Er legte die Stirn in tiefe Falten, tat so, als würde er angestrengt überlegen, lachte auf und sagte: „Ich weiss nur noch, wie er mit dem frischen Brotlaib unter dem Arm hinaustorkelte und „Nieder mit Franco!“, brüllte.“

Dieser Franco war irgend so ein Diktator in Spanien, wie ich wusste. Die beiden Männer hatten in jener Nacht über ihn geredet, statt über mich, der gerade vor ihnen sass und Haferbrei schlabberte. So, als würden sie jeden Tag einen kleinen Burschen vor der Haustüre finden. Irgendetwas stimmte nicht an der Geschichte, das ahnte ich.

„Der Arzt erzählte etwas über den Spanischen Bürgerkrieg“, sagte einmal meine Mutter.

„War er denn Spanier?“, fragte ich sofort.

Meine Mutter lachte: „Aber nein, wie kommst du darauf?“



Sie streichelte mir über die Haare und fragte, ob ich denn nicht gerne ihr Sohn sei. Ich hörte auf zu fragen. Der Arzt musste etwas über mich gewusst haben. Irgendetwas. Ich wurde besessen von der Idee, ihn aufzuspüren.

Meine Brüder und ich rästelten endlos über meine leiblichen Eltern. Max' Lieblingstheorie waren Indianer oder Affen, Dario war für Zigeuner oder Ausserirdische. Als wir älter wurden, kam ich zur Überzeugung, dass der Arzt mein Vater sein musste. Ich stellte ihn mir als einen spanischen Edelmann vor. Mittelgross, dunkle Haut, schwarze Haare und Augen, eine Narbe im Gesicht. Wie Zorro in etwa.

Meine Theorie ging den Bach runter, als ich eines Tages Geschenkpapier suchte und dabei in einer Schublade ein vergilbtes Stück Zeitungspapier fand. Es war aus dem Lokalblatt ausgeschnitten worden und zeigte ein Foto von zwei Männern, die sich die Hände schüttelten. Unter dem Bild stand: *«Wir nehmen Abschied von unserem beliebten Arzt Dr. Dario Steiner (links). Gemeindepräsident Max Affolter (rechts). Wir wünschen Herrn Dr. Steiner alles Gute für seinen zukünftigen Einsatz in Marokko.»* Ganz am äussersten Rand des Bildes war eine jüngere Ausgabe meines Vaters zur Hälfte abgebildet, weshalb die Eltern das Bild vermutlich aufbewahrt hatten. Oben konnte man noch das Datum der Zeitung lesen: 10. Oktober 1956.

Mein Herz hämmerte bis zum Hals. Es war mein erster Hinweis auf den Arzt, der mich gefunden hatte. Aber mein Vater war dieser Mann definitiv nicht.

Ich steckte das Stück Papier ein und ging meine Brüder suchen. Es dauerte eine Weile, bis wir ungestört reden konnten. Wir hatten an diesem Tag Geburtstag, das Haus war voll mit Nachbarn. Die Zwillinge waren elf Jahre alt geworden und ich zwölf. Ungeduldig zerrte ich Dario nach draussen, Max trabte mit Anna auf den Schultern und dem Rest des gewaltigen Geburtstagskuchens in der Hand hinter uns her. Wir setzten uns ins kniehohes Gras. Aufgeregt packte ich die alte Zeitung aus. Nach einem flüchtigen Blick auf das Bild, fragte Dario: „Ist das Vater, hier in der Ecke?“

Max las die Bildunterschrift und sagte verwundert: „Die Typen heissen ja genauso wie wir. Dario und Max!“

„Versteht ihr denn nicht, das ist der Arzt“, seufzte ich.

Dario fragte verwirrt: „Ja, und? Das ist doch gut, oder?“

„Der sieht mir aber kein bisschen ähnlich“, erklärte ich, am Boden zerstört. Der Mann war mindestens so gross wie Vater und genauso blond. Statt einer Narbe zierte ein prachtvoller Schnurrbart sein Gesicht.

Max riss mir die Zeitung aus der Hand und schaute genauer hin. „Ich muss dir etwas sagen, mein Sohn“, sagte er nach einer Weile feierlich. Mit einem schokoladenverschmierten Finger tippte er auf meine Brust: „Du bist das Kind der Leidenschaft zwischen einem Arzt und einer flauschigen Schimpansin.“

Ich stürzte mich auf meinen jüngeren Bruder. Max blieb wie ein Pflock stehen und liess mich an seinem ausgestreckten Arm in der Luft zappeln. Anna hielt sich an seinen Haaren fest und quietschte vergnügt, während Felix uns schwanzwedelnd anfeuerte. Dario packte seinen Zwilling von hinten und wir gingen alle lachend zu Boden.

„Der Arzt lebte also bis 1956 hier und hiess Dario“, sagte ich, als wir wieder zu Atem kamen. „Die Eltern können nicht vergessen haben, dass er so hiess. Irgendetwas stimmt nicht mit der Geschichte! Er muss meine richtigen Eltern gekannt haben!“ Meine Stimme überschlug sich vor Aufregung. Das passierte in letzter Zeit öfter. Mein Vater hatte erklärt, das habe damit zu tun, dass ich ein Mann wurde. Ich ahnte schon, was er meinte, verstand aber trotzdem nicht, warum ich deswegen eine Quietschstimme bekam. Wahrscheinlich war es mein übliches Pech, genauso wie ich auch mit meinem Aussehen in Scheisse gegriffen hatte. Anna legte ihre kleine Hand tröstend in meine, kletterte dann wieder auf Max' Schultern.

„Ich fasse es nicht“, schlug sich Max plötzlich an die Stirn. „Mich haben sie nach diesem Fettsack genannt.“

„Wir bekommen noch einen Preis für die fantasielosesten Eltern“, frotzelte Dario.

„Hallo, wie heissen Sie? Theobald und Godebert? Darf ich meine Zwillinge auch so nennen? Zwei Peter Odermatt haben wir nämlich schon in der Familie. Und kann ich gleich für alle drei einen Geburtstag buchen?“, sagte Max. Anna fiel vor Lachen fast von seinen Schultern.

Es war der letzte Tag der Sommerferien. Ab Morgen würde ich auf das Gymnasium in Zürich gehen. Ich wollte nicht so weit weg von zu Hause, sondern die Oberstufe in der Nähe besuchen, wie alle anderen, die ich kannte. Man musste dafür nur eine halbe Stunde mit dem Postauto in die nächste Stadt fahren. Aber mein Vater wollte nichts davon wissen. Er hatte sogar deswegen mit dem Lehrer gestritten und seinen Dickschädel durchgesetzt. „Mein Peter wird studieren. Er hat nämlich Grips“, hatte er erklärt. Der Lehrer sah das nicht so, konnte aber nichts dagegen tun. In einem Jahr würden nämlich auch die Zwillinge die Grundschule verlassen und die kleine Anna würde eingeschult werden. Mein Vater drohte, unsere kleine Schwester täglich in die Schule in der nächsten Gemeinde zu fahren. Das hätte das Ende unserer Dorfschule bedeutet, weil es dann ohne die Odermattkinder nur noch elf Schüler gäbe. Die Mindestzahl für eine Schule waren aber zwölf. Ich glaube, Anna begann dem Lehrer bald selber mit ihrem Abgang zu drohen und hatte eine sehr angenehme Schulzeit.

„Überlegt doch mal“, nahm ich den Faden wieder auf. „Von jedem Rindvieh auf dem Hof kennen die Eltern den Stammbaum. Sie müssen den Arzt gefragt haben, woher er mich hatte. Vater weiss noch den Namen vom Urgrossvater von Felix.“ Ich tätschelte Felix, dem Hund, den grossen Kopf.

„Was nicht schwierig ist. Der hiess ja auch Felix“, sagte Max.

„Du hättest die Ohren spitzen und aufpassen sollen an diesem Abend, statt wie ein dummes Baby Haferbrei in dich hinein zu schaufeln“, sagte Dario.

„Und zu rülpsen“, ergänzte Max. Er machte es anschaulich vor. Anna fiel diesmal vor Lachen wirklich von seinen Schultern.

Ich hatte jetzt einen Namen, ein Bild und einen Ort: Marokko. Keine Ahnung, wie die zusammenpassten.

Am nächsten Tag begann mein Leben am Gymnasium. Es war gar nicht so schlimm, wie ich befürchtet hatte. In meiner Klasse waren zwei Jungs aus Italien und ein Mädchen aus Spanien. Alle drei waren fast so dunkelhäutig wie ich, niemand scherte sich darum. Das Mädchen aus Spanien hiess Isabella.

